

Nachtseiten der Gesellschaft.

Eine Gallerie merkwürdiger

Verbrechen und Rechtsfälle.

Zweite Serie.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1848.

$$\begin{array}{r} \overline{1} \quad 24 \\ \hline 217 \end{array}$$


5A, 15A5

Nickel Lips
und seine Opfellen.

Ein Gärtnerv laborn uns aller Zeit.



Der 30 jähr. Krieg hatte über Dreibühl,
hundert vier Köpfe Todes ausgesprochen.
Das mangelnde Toben der Krieger hatte
viele Dörfer und von Menschen aus ihrem
heimathlichen Grabboden getrieben.
In die Land getrieben. In der That,
den räuberischen Soldaten aus dem
Land ausgetrieben, der Dörfer, dessen
Land verloren und zerstört worden, wie
es mit viel und viel zum Land.
Der und der von ihnen war, der zu
helfen war vom Rauben als vom
Kriegern hatten und zugetrieben, besaßen
und merkten das unglückliche Land

Räuberbanden.

So kein Gesetz, außer Furcht und
Gut und Leben, Hülfe, wo der
Krausende über der Strafschreckheit
selbst das ungeschlossene Lohnt nicht
mehr wußte, wenn es immer
besser, der Pfand als der Strafschreck
genug zu sein und in dem ersten
Zustand sich einen Zustand zu geben.
So wußte er stiller, was die Wirkung im
Volk umsonst, das die Tugenden in
das yomente Leben des Strafschreck
nicht sein am Wollen und alten
Zustand kommen und zu dem freundl.
den Rüst vollen, wie bei Raub in.
Wort in einem Zustand war. Der
Kann noch, als der Rüst und zu Ende
ging, der Strafschreck und das Sol.
voran, das an jählichen Zustand gewöhnt
Kann das in der bürgerlichen Gesellschaft.

konnten, und ihr nun den Krieg verkündigten. Jeder, der die
Ahndung des Gesetzes zu fürchten hatte, fand bei ihnen Schutz
und lief ihnen zu. Zahlreiche Räuberbanden bildeten sich, die
fengend und brennend das Land durchzogen und Jahrzehnte
lang jede Landstraße in Deutschland unsicher machten. Sie
suchten nicht Zuflucht in undurchbringlichen Wäldern und ver-
steckten Gebirgshöhlen, wie die Romantik träumt. Der Arm
der Gerechtigkeit reichte nicht so weit, daß sich der Räuber in
so unwirthliche Schlupfwinkel hätte flüchten müssen. Es gab
gefällige Wirthe genug, welche die das Geld mit vollen Händen
ausstreuende Schaar gern bei sich aufnahmen und ihr Haus
zum Hauptquartier der Bande hergaben. Damit war auch
keine allzugroße Gefahr verbunden. In dem vielfach zerrissenen
Deutschland war die Grenze überall nahe, und fiel es ja ein-
mal der Gerechtigkeit ein, an die Thür der verrufenen Spe-
lunke zu klopfen, so waren die Räuber schon in eines an-
dern Herrn Land und unter einer andern Gerichtsbarkeit,
und ehe das Gesetz mit seinen langsamen Formalitäten die
eilenden Rosse einholen konnte, saß die Schaar schon, zu
neuen Thaten bereit, in einem andern sichern Schlupf-
winkel.

Aber die allzugroße Unsicherheit veranlaßte am Ende
den reichen Reisenden und die wohlhabenden Besitzer auf
dem Lande zu außergewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln und
die Behörde erstarrte allmählig wenigstens so weit, daß sie
die größten Verletzungen der öffentlichen Sicherheit strafen
und verhindern konnte. So wurde das Räuberhandwerk
immer weniger lohnend und gefährlicher, und die Banden,
von Galgen und Rad dezimirt, starben mit der Zeit aus.
Aber nicht das Verbrechen, das sich nur eine andere Bahn
suchte. An die Stelle der rohen Gewalt trat die List, und
der Räuber wurde zum Gauner und gefährlichen Diebe.
Zu diesem Gewerbe waren die Verhältnisse günstig genug,
und es bildete sich mit reißender Schnelligkeit bis zu einer
schreckenerregenden Vollkommenheit und in Form eines über
ganz Deutschland sich verbreitenden Systems aus. Die lang-
jährige Verwirrung hatte die Industrie nicht aufkommen
lassen und den Credit vernichtet. Wer daher noch Geld

und Geldeswerth besaß, der schloß es in seine Kasten und behielt es im Hause oder übergab es zur Aufbewahrung an eine Kirche, wo er es durch Schlösser und Riegel und durch die Heiligkeit des Ortes für doppelt gesichert hielt. Aber verlaufenes Gesindel, das habgierig nach Anderer Gut schielt, giebt es überall und damals mehr als je; und ist erst ein Kopf da, der den Plan zum Diebstahl ausheckt, so findet sich auch der kühne Arm, der seine Ausführung übernimmt. Zuträger und Mitglieder der Diebesbanden trieben sich überall herum und spürten Gelegenheiten zum Diebstahle aus. War diese ausgekundschaftet, so suchten sie sich unter ihren Genossen einen von den Kühnsten und Verschlagensten zur Mithülfe aus. Denn die Auswahl war nicht klein; die Gaunermwelt hatte ihre Heroen, deren Spitznamen bei ihres Gleichen in ganz Deutschland einen guten Klang hatten. Meistens waren es entlaufene und verabschiedete Soldaten, welche die Kühnheit und die Verschlagenheit des Parteigängers mit zu ihrem neuen Gewerbe brachten. Die erste Sorge war, die Lokalität kennen zu lernen und sich einen Wachsabdruck von den wichtigsten Schlüsseln zu verschaffen. Dann wurden falsche Schlüssel fabrizirt, meistens bei einem Schlosser in einer andern Gegend, um keinen Verdacht zu erwecken, oft auch von einem Mitglied der Bande, der in dieser Kunst besonders geübt war, und dadurch in doppeltem Ansehen stand. Das nahm oft Monate in Anspruch und manchmal mußte der Plan ganz aufgegeben werden, weil ein passender Schlüssel nicht gelingen wollte. Um Kleinigkeiten bemühten sich aber diese Helden nicht; sie mußten erst gewiß sein, daß etwas Dringliches zu verdienen sei, und erst nach sorgfältigen Erkundigungen gingen sie an's Werk.

Auf so säuberliche Weise verfuhr man natürlich nur in den Städten, wo ein gewaltsamer Ueberfall zu viel Lärm gemacht hätte. Auf dem offenen Lande machte man weniger Umstände. Bis an die Zähne bewaffnet und gut geritten begaben sich die Diebe an den Ort der That, umstellten das Haus, besetzten alle Eingänge, brachen dann in das Haus, durchwühlten es von oben bis unten, hieben

Schränke und Truhen mit Aertzen auf und nahmen, was ihnen gefiel. Fast nie floß bei diesen nächtlichen Besuchen Blut, außer etwa wenn ein unglücklicher Diener der Gerechtigkeit im schlechtberathenem Amtseifer die Gaudiebe in ihrem Treiben vorwiegend stören wollte. Das geraubte Gut wurde in Säcke gesteckt und diese versiegelt; vor grauem Morgen setzten sich die Räuber wieder zu Pferde und eilten nach einer Spelunke, wo zur Theilung geschritten wurde. Jeder erhielt nach seinen Verdiensten, am besten kamen aber stets die Juden weg, die auf die Nachricht von dem vollbrachten Raube herbeiströmten und Kleinodien und Edelfeine um Spottpreise versilberten. Oft drängten sich auch noch andere Gauner herbei, die bei der Unternehmung gar nicht mitgewirkt, aber davon gehört hatten, die sich aber ihr Schweigen theuer genug abkaufen ließen. Nach der Theilung lebte man herrlich und in Freuden, bis die Beute verzehrt war, und dann lief Alles auseinander, wenn nicht Einem oder den Andern ein neues Unternehmen wieder in Anspruch nahm. Eine geschlossene Organisation, ein beständiges Oberhaupt hatte diese Bande nicht. Sie war mehr eine freie Bruderschaft, die über ganz Deutschland verzweigt war, wohl bekannt unter einander, zumal die Matadore, die unter mancherlei Spitznamen sich eines ausgedehnten Rufes in der ganzen Gaunermwelt erfreuten. Uebrigens verließ nur selten einer die Gegend, wo er mit der Dertlichkeit und den Verhältnissen, den Diebsspelunken und Helfern und dem Charakter der Gerichte einmal vertraut war. Aber die als Helfer bei ihren Unternehmungen theiligten Juden verbanden sie unter einander. Sie bildeten in den großen Handelsstädten Nord- und Mitteldeutschlands eine Art Gaunerbörse, wo der Raub umgesezt, neue Unternehmungen besprochen und die dazu passenden Leute bestellt und verschrieben wurden. Aber gerade diese unorganische Verfassung der Bande machte es zu einem höchst schwierigen Unternehmen, diesem Unwesen zu steuern. Da das Bestehen der Bande nicht von dem Vorhandensein eines Individuums abhing, der die Seele des Ganzen war, so war es ganz wirkungslos, wenn die Behörde einmal

einen der Angesehensten herausgriff und als abschreckendes Beispiel an den Galgen henkte, denn zehn neue Führer traten bei der ersten Gelegenheit an seinen Platz. Zudem war auch die mangelhafte Gerichts- und Polizeiverfassung jener Zeit dem Gedeihen dieses Gaunerwesens ungemein förderlich. Das in viele hundert Fürstenthümer, Stifte, freie Herrschaften und Städte getheilte Deutschland war ein wahres Gaunerparadies. Das Entschlüpfen war leicht, wo alle hundert Schritte eine neue Grenze, ein anderes Recht, ein anderer Gerichtsbrauch war. Die Fama lief schneller unter den vielfach unter einander verbundenen Dieben als der Bote des Gerichts, und ehe das Requisitionsschreiben abgefaßt und überreicht, und auf der andern Seite die verrostete Verwaltungsmaschine in Gang gesetzt war, war der Verfolgte über alle Berge. Jede Regierung bewachte den eingefangenen Galgenvogel so eifersüchtig, wie ein Stück ihres Gebietes, und ihn auszuliefern war eine große Gefälligkeit, zu der man sich erst nach langen Verhandlungen gegen einen besonders freundlich gesinnten Nachbar verstand. Man gab ja einen Theil des argwöhnisch gehüteten Souveränitätsrechtes auf, wenn man den auf eigenem Boden ergriffenen Spitzbuben an einen fremden Galgen henken ließ. Auch wurde damals noch nicht zum psychologischen Studium der Rechte der Dieb zehn Jahre lang in Untersuchungshaft präservirt. Hatte er so viel gestanden, daß er nach den damaligen Gesetzen den Tod verdiente — und das war nicht viel, — so schickte man ihn ohne Umstände aufs Schaffot, ohne weiter nach seinen frühern Thaten und Genossen zu fragen. Unter solchen Umständen war weber an ein Zusammenwirken der Behörden noch an eine Ausrottung des Unwesens zu denken. Ein unerhörter Frevel mußte erst geschehen, eine getreue Stadt ihres Palladiums beraubt werden, ehe die Behörden aus ihrer Trägheit aufgerüttelt wurden und kräftige Maßregeln zu Steuerung des unverträglich gewordenen Uebels ergriffen.

Die gute Stadt Lüneburg besaß einen Schatz, um den sie von ganz Deutschland beneidet wurde, und den die ehrsamten Bürger als das achte Weltwunder zu betrachten geneigt waren, und wie ihren Augapfel hüteten. Es war dies die weltberühmte guldene Tafel, welche den Altar in der Klosterkirche St. Michael zierte: eine Platte von 7 Fuß 7 Zoll Höhe und 3 Fuß 8 Zoll Breite aus feinem Goldblech, reich mit Edelsteinen verziert und in 18 Feldern kunstreich getriebene Bilder aus der heiligen Geschichte darstellend. Rundum waren Fächer angebracht, in denen kostbare Reliquien, Monstranzen, Kelche und Messbücher aufbewahrt wurden. Der Sage nach hatte sie der Kaiser Otto aus der Beute, die er nach einer Schlacht gegen die Sarazenen in Italien gewonnen, verfertigen lassen und dem Kloster als Botivotafel geschenkt. In einer gläubigern Zeit hatte sie viele und namhafte Wunder verrichtet, die aber alle von ihrem letzten übertroffen wurden, das sie nach ihrem Verschwinden that: sie bewegte das hundertköpfige Deutschland wenigstens einmal zu zusammenwirkender und einiger Thätigkeit.

Fünf Jahrhunderte war die guldene Tafel alt, und nur einmal hatte eine Frevlerhand, aber erfolglos, danach gegriffen; selbst von den Bilderstürmern der Reformation, und von den Söldnerhorden des dreißigjährigen Kriegs war sie verschont worden. Auch war sie gut verwahrt. Wie andere Altarbilder war sie für gewöhnlich dem Blick durch eine mit schönen Schildereien bedeckte Flügelthür entzogen; aber außerdem noch durch eine zweite Flügelthür geschützt, versehen mit so künstlichen Schlössern, daß kein Dietrich sie öffnen konnte. Einen gewaltsamen Einbruch hatte man in der gutbewachten Stadt nicht zu fürchten.

Früh morgens am 9. März 1698, an der Mittwoch nach Ostmichi, wünschten einige Fremde das vielbewunderte Kunstwerk in Augenschein zu nehmen. Mit dem klappernden Schlüsselbund versehen führt sie der Küster nach der Kirche. Er will die äußere Thür öffnen und beginnt schon in wohlgefügten Redensarten mit dem Lobe des seltenen Schatzes. Aber der Schlüssel schließt nicht; Böses ahnend verstummt der Küster, bricht nach mehreren vergeblichen

Versuchen die Thür auf, reißt die innern Flügel auseinander — sie waren wider alle Gewohnheit nicht verschlossen — und sieht seine Ahnung nur zu gut bestätigt: die goldene Tafel ist bis auf wenige kärgliche Trümmer geraubt!

Am Sonntag vorher war sie noch vorhanden gewesen; das bezeugten hunderte von Augen, die sie während des Gottesdienstes, wo die äußeren und inneren Flügelthüren des Altars stets geöffnet waren, gesehen hatten, und seit jenem Tage war die Kirche nicht geöffnet worden. Auch waren die Schlösser der Thüren unverfehrt, und nirgends zeigte sich eine Spur, wie die Diebe Eingang gefunden.

Der Verlust des seltenen Schazes erzeugte in Lüneburg die äußerste Bestürzung; aber damit vermischte sich ein von Aberglauben nicht freies Grauen vor den kühnen Frevlern. Hatten sie die fabelhafte Springwurzel ausfindig gemacht, welche die festesten und künstlichsten Schlösser augenblicklich öffnete? Besaßen sie den unsichtbarmachenden Diebesdaumen, daß sie, von Keinem bemerkt, sich in die belebte Stadt und die Kirche schleichen, und mit ihrem Raube zum wohlbewachten Thore hinausgehen konnten? Gegen offene Gewaltthat konnte man sich noch wehren, gegen gewöhnliche Diebe half Schloß und Riegel, was schützte aber vor Zauberkräften? Zum Glück für Deutschland hielt sich der Lüneburger Rath mit solchen Betrachtungen nicht auf und versäumte nichts, was zur Entdeckung der Thäter führen konnte. Die einheimischen Diebe kannte man gut genug, um zu wissen, daß sie hier nicht theilhaftig sein konnten. Eine solche fabelhafte Diebesgeschicklichkeit war bis Lüneburg noch nicht gedrungen. Es mußten Fremde gewesen sein, das stand fest. Der erste Schritt war also, in den Gasthäusern nachzuforschen, was für Reisende in den letzten Tagen in der Stadt gewesen waren.

Vier oder fünf Wochen vor dem Sonntag Estomihi war in Lüneburg eine Gesellschaft Fremder zugereist, und theils bei dem Wirth Fritz Schwante, theils in der Harburger Herberge abgestiegen. Der Vornehmste von ihnen, von seiner Umgebung Doctor genannt, ein Mann von etwa funfzig Jahren, von einnehmendem und gefälligem Wesen,

aber dabei mit den Manieren eines Mannes von Stande, hatte eine junge und schöne Dame bei sich, eine Frau von Sien, die durch ein anspruchsvolles und geräuschvolles Auftreten das wieder einbrachte, was der Doctor durch ein allzu stilltes Leben sündigte. Denn dieser schien für wenig mehr als seine Bücher Sinn zu haben, und über der Wissenschaft alles Andere zu vergessen. Tagelang saß er oft auf seinem Zimmer eingeschlossen, mit seinen Studien beschäftigt, während Frau von Sien sich im fremdartigen und reichen Putz den erstaunten Lüneburgern zeigte. Die beiden andern Begleiter des Doctors, gegen die er sich wie ein Höherstehender, ja fast wie ein Herr benahm, hatten dennoch mit der hochadligen Frau von Sien in einer verwunderlichen Vertraulichkeit gelebt. In der Harburger Herberge waren zwei Diener des Doctors mit den Pferden eingefehrt.

Geschäfte konnten die Fremden nicht in der Stadt haben, denn sie verkehrten mit Niemandem; Wunsch nach Zerstreuung oder Wißbegier konnte sie auch nicht hergeführt haben, denn so stolz auch die Lüneburger Bürger auf ihre Stadt waren, so mußten sie sich doch gestehen, daß sie nicht der Merkwürdigkeiten und Vergnügungen genug darbot, um einem vornehmen und gewiß vielgereisitem Mann einen mehrwöchentlichen Aufenthalt lohnend zu machen. Zudem hatte die fremde Gesellschaft nicht einmal das Wunderwerk der Stadt Lüneburg, die goldene Tafel, in Augenschein genommen, und so eine sonderbare Verachtung gegen dieses Kleinod an den Tag gelegt. Schon hatte man angefangen, sie mit argwöhnischen Augen zu betrachten, als sie am Montag nach Estomihi am frühen Morgen in mehreren Wagen und mit schwerem Gepäc abgereiset waren.

Da wurde der Raub der guldnen Tafel entdeckt, und natürlich lenkte sich der Verdacht sogleich auf die geheimnißvolle Reisegesellschaft. Von dem Wirth Fritz Schwante war nicht viel zu erfahren. Mit lobenswerther Wirthsdiskretion hatte er nicht nach den Verhältnissen und Zwecken der Reisenden gefragt, die viel Geld verzehrten und mit nobler Sorglosigkeit die Rechnungen nicht allzugenu an sahen. Uebrigens hatte ihm sein Sohn Christian Schwante

die vornehmen Gäste zugeführt, und er mußte sie um so genauer kennen, als Frau von Sien seine Schwägerin war.

Verdächtiger schon waren die Spuren, die man in der Harburger Herberge entdeckte. Dort hatten zwei Bediente des Fremden gewohnt, ein junger hübscher Kerl und ein älterer, und letzterer hatte eine Frau bei sich gehabt. Die ganze Art dieser Leute war der Wirthin aufgefallen. Sie zeigten mehr Geld, als man selbst bei der Dienerschaft eines vornehmen und freigebigen Cavaliers erwarten konnte, künmerteten sich nicht groß um die Befehle ihres Herrn, und vernachlässigten die Pferde, die doch ihrer besondern Obhut anvertraut waren, so sehr, daß der Hausknecht ihre Pflege ganz übernehmen mußte. Den ganzen Tag verbrachten sie mit Spielen, Zechen und andern wüsten Treiben. Mit großer Theilnahme hatten sie sich nach dem Kirchenschatz des St. Michellklosters erkundigt, aber trotz mehrmaligen Auforderungen der Wirthin ihn nicht in Augenschein genommen. Ein Schlosser brachte gegen sie zur Anzeige, daß sie sich bei ihm mehrere seltsame Werkzeuge, eines wie ein feines Brecheisen gestaltet, hatten verfertigen lassen. Unter den Pumpen, die sie zurückgelassen, fand die Wirthin ein Stückchen Goldblech, ganz von demselben Feingehalt, wie das der goldenen Tafel.

Es galt jetzt, diese Spur weiter zu verfolgen, und vor allem des Christian Schwanke, der über seine Reisegefährten mußte Auskunft geben können, habhaft zu werden. Er war ein Seefahrer und hatte in seiner Jugend als solcher weite Reisen gemacht, war aber jetzt in Hamburg ansässig und hatte dort eine Wirthschaft, wo allerlei lockere Gesellen und Dirnen zusammenkamen; kein sehr ehrfames Gewerbe, das schon seinen Lebenswandel in ein schlimmes Licht stellte. Oft war er auch von Hause abwesend und ging andern Geschäften nach, aber Niemand wußte wo und welchen.

Das Requisitionsschreiben der Celler Regierung fand ihn gerade in Hamburg anwesend, so daß er gleich in Verhaft genommen und verhört werden konnte. Aber über den räthselhaften Doctor war wenig aus ihm herauszubringen.

Er gab zwar zu, daß er ihn nach Lüneburg gebracht habe, wollte ihn aber unterwegs getroffen, und ihn auf seine Frage, wo er in Lüneburg absteigen könne, zu seinem Vater gewiesen haben, um diesem einen guten Verdienst zuzuwenden. Auch habe er ihn mit seinem Gepäck nach Hamburg gefahren, wo sie sich getrennt hätten. Ueber das weitere Reiseziel des Fremden wußte er keine Auskunft zu geben.

Schwanke's Schwägerin, die Frau von Sien, war eine getaufte Jüdin und an einen Hamburger Weinhändler verheirathet gewesen, nach dessen Bankrutt sie sich von ihm getrennt hatte. Schwanke gab zu, daß sie an dem Doctor Geschmack gefunden und mit ihm weiter gereist sei; er legte aber über dieses Verhältniß eine tugendhafte Entrüstung an den Tag, und wollte seiner Schwägerin über ihr Lasterleben ernstliche, jedoch vergebliche Vorstellungen gemacht haben. In seinen und seiner Frau Verhören — diese, welche ebenfalls mit in Lüneburg gewesen, sah sich auch mit in Untersuchung gezogen — wurden allerdings noch verschiedene Umstände ruckbar, die ein höchst verdächtiges Licht auf des Ehepaars Lebenswandel warfen, aber Anzeichen eines bestimmten Verbrechens konnte man nicht erforschen, und man glaubte schon, auf falscher Fährte zu sein, als das Gericht ganz unerwartet auf eine neue Entdeckung geleitet wurde.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Lüneburg hatte Schwanke bei nächtlicher Weile in das Haus eines Bekannten, Markus Blott, einen schweren Koffer geschafft, und um Aufbewahrung desselben für seine Schwägerin, die Sien, gebeten. Diesen Koffer lieferte Blott aus freien Stücken dem Hamburger Gericht aus, und bei der Eröffnung desselben fanden sich Gegenstände vor, welche schwerlich auf rechtliche Weise in solche Hände gekommen sein konnten. Außer mehreren Säcken mit Dukaten und Kronenthalern enthielt nämlich der Koffer werthvolle Schmucksachen, ausgebrochene Diamanten und Perlen, eingeschmolzenes Gold und Silber, einen Damascenersäbel in goldner Scheide, silberne Kirchengefäße und mehrere prächtige Kleidungsstücke, darunter einen kostbaren Pelz mit schwarzem Mohr überzogen. Der Säbel und der Pelz führten später auf die Entdeckung eines andern

großen Diebstahls, die Perlen waren, wie sich bald auswies, von den Deckeln der Messbücher des Michaelsklosters abgerissen.

Schwanke leugnete auf das Entschiedenste, etwas von dem Inhalt des Koffers gewußt zu haben; er hatte ihn nur so heimlich bei Seite geschafft, damit der Mann seiner Schwägerin nichts davon erfahre, der, obgleich von ihr getrennt lebend, sie immer mit neuen Forderungen quäle, und keinen Pfennig in ihrem Besitz lasse, wenn er davon wisse. Das Gericht mußte sich vor der Hand bei dieser Aussage beruhigen, da es keinen Beweis dagegen bringen konnte, fand sich aber doch bei dem starken Verdacht, der auf Schwanken und seiner Frau ruhte, veranlaßt, die beiden Inculpanten nach Celle zur weiteren Untersuchung auszuliefern. Alle Nachforschungen nach der Frau von Sien, auf der zunächst der Verdacht des Lüneburger Kirchendiebstahls ruhte, blieben umsonst. Sie war mit dem fremden Doctor spurlos verschwunden.

Gleich nach Entdeckung des unerhörten Frevels in Lüneburg hatte die Celler Regierung, welche die Untersuchung mit dem größten Eifer aufnahm, an alle deutschen Behörden Bericht über den geschehenen Raub mit genauer Beschreibung des gestohlenen Gutes erlassen, mit dem Ersuchen, den Verkauf desselben vorkommenden Falles zu verhüten, und die dadurch verdächtig gewordenen Personen zu verhaften. Mit einer für die damaligen Zeiten und Zustände, wie sie oben angedeutet worden, seltenen Bereitwilligkeit kamen auch die aufgeforderten Behörden diesem Wunsche entgegen, und entwickelten aller Orten eine preiswürdige Thätigkeit. Das hatte aber auch seine guten Gründe. Noch nie war das Gefühl der allgemeinen Unsicherheit jedem Einzelnen so nahe gerückt worden. An Räubereien auf dem flachen Lande hatte man sich gewöhnt; hatten ja die nächsten Jahrzehente nach dem großen Kriege viel ärgere Gräueltthaten gebracht und gegen die damalige Zeit gehalten, war die jetzige eine Zeit der Ruhe. Aber wenn das Eigenthum des Bürgers in der mit Thoren und festungsartigen Mauern wohlverwahrten Stadt, hinter den festesten Schloßern und

Riegeln, mitten im lebendigen Getreibe eines starkbewohnten Handelsplatzes nicht mehr sicher war, wo war da noch Schutz zu finden? Und die Lüneburger That stand nicht allein. Um dieselbe Zeit waren in Braunschweig, in Hamburg, im Sächsischen, in der Altmark und in Mecklenburg Kirchen, öffentliche Kassen und Privatleute um bedeutende Summen beraubt worden, und überall mit einem Geschick und einer Heimlichkeit, die an das Wunderbare grenzten. So bewirkte denn ein Diebstahl, was die äußerste Noth des Reichs, der Raub seiner schönsten Provinz, des Elsasses, nicht hatte herbeiführen können: ein einiges und kräftiges Zusammenwirken aller Stände des Reichs.

Vor der Hand aber war der einzige Verdächtige, dessen die Gerichte habhaft geworden, Christian Schwanke, und gegen ihn häuften sich durch die Mittheilungen der auswärtigen Behörden die Anzeichen immer mehr. Einige Wochen vor dem 9. März hatte er sich in Blumenau bei Hannover aufgehalten. Dort hatte bei dem Wirth Otto Müller ein reicher Cavalier aus Sachsen gewohnt, ein Herr v. Mosel, der die Erbschaft seiner Gemahlin, einer Holsteinischen von Adel, aus deren Geburtsort abgeholt hatte und jetzt auf der Nachhausereise begriffen war. Sein Reichthum mußte groß sein, denn er reisete mit zahlreichem Gefolge, einem stattlichen Jäger, ein paar Gesellschaftscavalieren und zwei Kammerfrauen für seine Gemahlin. Von den benachbarten Gutsbesitzern hatte Herr Gideon Peermann auf Wunstorf, hochfürstlicher Regimentsquartiermeister, ihn öfters besucht. Auch mit Schwanke hatte er viel verkehrt, der häufig in Blumenau war, und zwar in Begleitung eines Wunstorfer Juden, Jonas Meyer, eines höchst verrufenen Subjekts. Nach vierzehntägigem Aufenthalt war die ganze Gesellschaft mit Peermanns Geschirr nach Hannover gefahren. Böse Zungen sagten ihnen nach, sie seien bei den Diebstählen, die nach ihrer Abreise ruckbar wurden, nicht untheilhaftig.

Der Wirth in den drei Kronen in Hannover wußte von der noblen Gesellschaft ebenfalls Auskunft zu geben. Auch bei ihm war der Herr von Mosel eingekehrt, ein Herr von

Mittelgröße und den Fünfzigen nahe, der meistens einen feinen kaffeebraunen Pelz getragen. Seine Gemahlin war eine junge und schöne Frau von zierlichem Wuchs und mit schwarzen Augen gewesen. Der Haushalt des adligen Paars war auf den vornehmsten Fuß eingerichtet. Ein schmucker Jäger in der üblichen Uniform wartete bei Tische auf, wo die Reisenden vom eigenen Silbergeschirr, aus alten und kostbaren Familienstücken bestehend, speisten. Dabei ging es stets hoch her: die feinsten Speisen und besten Weine mußten aufgetragen werden und oft waren Gäste anwesend, einmal auch der Regimentsquartiermeister Peermann, der sich dabei einen solchen Rausch trank, daß er in seinen Wagen gehoben werden mußte. Außer dem Jäger hatte der Herr von Mosel noch zwei Männer bei sich, aus deren Stellung der Wirth nicht recht klug werden konnte. Ihren Reden und Sitten nach gemeine Leute, speisten sie doch mit dem Herrn und der gnädigen Frau an einer Tafel; die Kammerfrau, selbst eine Offizierswitwe, versicherte ihm aber, der Eine sei ein gewesener Offizier, der Andere ein reicher Hamburger Kaufmann Schwanke, und ein Verwandter der gnädigen Frau. Da die Gesellschaft jedoch reichlich bezahlte, und nach ihren häufigen Ausflügen stets wieder bei ihm einkehrte, so vergaß der Wirth bald seine Skrupel.

Von Hannover folgte man der Spur dieser Reisenden nach Celle, wo sie im Wirthshaus einen Bund Schlüssel und Dietriche liegen gelassen, und von dort nach Lüneburg bis in Fritz Schwankes Haus und die Harburger Herberge. So konnte also der Herr von Mosel kein anderer sein, als der fremde Doctor und seine Gemahlin die Frau von Sien. Der eine Bediente aber, der in der Harburger Herberge logirt und dort Moritz Richter geheissen hatte, mußte der schmucke Jäger sein.

Der Name des zweiten Bedienten war dem Gericht untermessen auch bekannt geworden. Ein Hamburger Schneider lieferte dem Gericht einen Koffer ein, der ihm auf einige Tage von einem auswärtigen Kunden zum Aufheben gegeben worden, aber jetzt nach mehreren Wochen noch nicht

reklamirt war. Er enthielt zwar nur Kleidungsstücke, aber darunter den Rock des Mannes, der in Lüneburg mit dem Jäger zusammengewohnt. Der Besitzer hatte sich Lorenz Schöne genannt und war Cornet; in wessen Diensten, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, und er selbst war mit dem Doctor oder dem Herrn von Mosel verschwunden.

Die letzte Spur von dem als Cavalier verkappten Gauner wies in das Mecklenburgische. In Hamburg waren ein paar Tage nach dem Lüneburger Diebstahl vier Fremde, zwei Männer und zwei Frauen, im Mühlenhose erschienen, und hatten dort mit den Juden vielerlei zu thun gehabt. Der Eine war in dem Gasthof zum Engel eingekehrt, aber von dort nach einigen Tagen, mit Hinterlassung seines Gepäcks und seiner Pferde, in Begleitung eines Bedienten mit der Post nach Lübeck gereist. Die Pferde hatte man mit Beschlag belegt, da sie der Beschreibung nach dieselben waren, welche in Lüneburg in der Harburger Herberge gestanden; der Diener aber, der sich nach einigen Tagen wieder einfand, entging durch die Saumseligkeit des mit seiner Verhaftung Beauftragten, und seine eigene Schlaueit für diesmal den Häschern. Weitere Nachricht über den Herrn von Mosel erhielt man von einem Lübecker Juden, dem er verschiedene Schmucksachen und geschmolzenes Gold zum Kauf angeboten. Er war von Lübeck mit einer schönen Frau von zierlichem Wuchs und einem langen Bedienten in das Mecklenburgische gefahren. Auch ein dritter der verdächtigen Männer, der Cornet Lorenz Schöne, war in seiner Gesellschaft gesehen worden.

Schon jetzt tauchte der wahre Name des vielgestaltigen Gauners in einem seltsamen Briefe auf, der dem Bürgermeister von Lüneburg von unbekannter Hand zukam. Schwanke war darin als Theilnehmer an dem Lüneburger Raub angegeben. Seine Schwägerin, hieß es darin weiter, die Simse genannt, sei die Zuhälterin eines gefährlichen Diebes, Namens Nickel, mit dem sie sich im Lande herumtreibe, und dieser Nickel sei der Anführer beim Diebstahle gewesen. Auch über andere Gauner fanden sich specielle

Nachweisungen im Briefe, den wahrscheinlich ein neidisches Mitglied der Bande, welches für diesmal leer ausgegangen, zum Verfasser hatte.

Zugleich mit der Nachricht von einem neuen Kirchenraub kam noch nachträglich aus Braunschweig Kunde über den Herrn von Mosel. Dort hatte er selbst im Gewühl der Messe Aufsehen durch die Pracht seiner Kleidung und den Aufwand seiner Lebensweise gemacht. Er zeigte sich nie anders als in wallender Allongeperrücke, Federhut und reichgesticktem Sammtkleid, das er fast alltäglich wechselte; seine Finger bligten von kostbaren Ringen, und auf seinem Tische lagen die Dukaten haufenweise. Seine Gemahlin ging nicht weniger prächtig gekleidet als er. Sein Gefolge war noch zahlreicher als in Hannover und bildete einen kleinen Hofstaat. Nur das Benehmen der Dienerschaft wollte nicht recht in die vornehme Wirthschaft passen. Sie aßen mit ihm an einem Tische, und behandelten ihn, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, ganz wie ihres Gleichen. Sie zankten und schimpften sich in seiner Gegenwart, und einmal, als die Magd zufällig ins Zimmer trat, schlief der Eine auf dem Sopha, während der Herr von Mosel am Tische Geld zählte. Obgleich die Herrschaft nur wegen des Vergnügens nach Braunschweig gekommen war, ging sie dennoch selten aus, desto mehr aber die Bedienten, die sich überall herumtrieben, und dann lange Beratungen mit ihrem Herrn hielten. Ein Hamburger Kaufmann Schwanke hatte sich ebenfalls zu der Gesellschaft gefunden, und war mit ihr abgereist. Erst mehrere Wochen später entdeckte man den großen Diebstahl in der Katharinenkirche.

Dort lag nämlich in einem unterirdischen Gewölbe, wohl verwahrt hinter starken Gittern, doppelten mit starkem Eisen beschlagenen Thüren und Läden und Schlössern und Riegeln ohne Zahl der reiche Nachlaß der Generalin von Ghmin. Von der Außenseite der Kirche war der Schatz, den man auf eine Tonne Goldes schätzte, unzugänglich, von innen verschloß ihn eine starke eichene Thür mit zwei Schlössern, von denen das eine höchst kunstreich war und mit zwei Schlüsseln geöffnet werden konnte. Gitter, Thüren und Schlösser

waren unverletzt, und dennoch waren acht von den Koffern ausgeleert, und zwei mit den Dieben verschwunden. Wie zum Hohn war der eine von den Räubern mit Steinen angefüllt worden.

Das war aber auch Alles, was der Herr von Mosel hinterlassen hatte: von ihm selbst war keine Kunde mehr zu erlangen und für lange Zeit war jede Spur von ihm verschwunden. Doch die außerordentliche Commission in Celle hatte auch ohne ihn schon alle Hände voll zu thun. Christian Schwanke, der mit den Dieben in den nächsten Beziehungen zu stehen schien, und seine Frau waren bereits verhaftet, und ihre Aussagen lenkten die Aufmerksamkeit des Gerichts zuerst auf den Gaunercongreß in Blumenau. Schwanke schwor sich zwar hoch und theuer, daß dort Alles in Ehren zugegangen sei, aber schon die Anwesenheit des Herrn von Mosel genügte, um der Zusammenkunft in jenem Orte einen verdächtigen Charakter aufzuprägen. Man nahm daher schleunigst fest, was sich von der saubern Gesellschaft erreichen ließ, und zwar zu allererst den Wirth in Blumenau, Otto Müller, der ohne Weiteres eingesperrt wurde. Aber noch ein anderer Mann hatte in Blumenau und in Hannover mit dem Herrn von Mosel verkehrt, dessen gesellschaftliche Stellung jeden Verdacht der Theilnahme an solchen Verbrechen weit wegzuräumen schien. Es war dies der Regimentsquartiermeister Gideon Johann Heinrich Peermann, der Sohn eines hannoverschen Generalleutenants, seit vier Jahren mit einer Adelligen verheirathet, und jetzt in Wunstorf als Besitzer eines schönen Gutes ansässig. In seiner Jugend war er Page an dem Hofe einer deutschen Fürstin gewesen, er hatte später mehrere Feldzüge mitgemacht, wo er sich seinen gegenwärtigen Rang erworben hatte. Man stand lange an, diesen vornehmen Mann zu verhaften, aber nähere Nachforschungen nach seiner Lebensweise brachten immer verdächtiger Umstände an den Tag. Schwanke's Frau hatte ihn schon in ihren ersten Verhören als einen guten Bekannten ihres Mannes genannt, auf dessen Gute in Wunstorf er oft wochenlang verweile, und Schwanke selbst konnte dies weder leugnen, noch genü-

gende Gründe für seine häufige Anwesenheit in Wunstorf angeben. Auch mit dem Juden Jonas Meyer, einem berühmten Diebeshehler, der schon oft mit der Justiz in Conflict gerathen war, aber durch seine Schlaueit ihr immer wieder zu entweichen gewußt hatte, stand der Regimentsquartiermeister in verdächtigem Verkehr. Außerdem erhellte aus des Gastwirths Müller Aussagen, daß Peermann mit der unsichtbar gewordenen Frau von Sien in einem vertraulichen Verhältniß stand.

Herr Gideon Peermann wurde nun ebenfalls verhaftet, und nach Celle gebracht, wo er mit aller einem Manne seines Standes gebührenden Schonung in dem vornehmsten Gasthose Zimmerarrest erhielt. Sein Auftreten war nicht das eines Schuldigen. Unbefangen und ohne Rückhalt setzte er dem Gericht sein Verhältniß zu den verdächtigen Personen auseinander. Ihre Bekanntschaft verdankte er der Frau von Sien, die er als Dame von Stande gastfreundlich bei sich aufgenommen, als in der Nähe seiner Wohnung die Achse ihres Wagens gebrochen, und sie in dem elenden Wirthshause des Ortes kein anständiges Unterkommen hatte finden können. Später hatte sie ihn noch einmal in Begleitung des Herrn von Mosel besucht, und er hatte keinen Grund gehabt, die Bekanntschaft dieses reichen Cavaliers zurückzuweisen; auch habe er als höflicher Wirth natürlich nicht geforscht, in welchem Verhältnisse die anmuthige Dame zu dem sächsischen Edelmann stehe. Ihre Bekanntschaft habe zu einem Austausch gegenseitiger Höflichkeiten und Einladungen geführt, wodurch sich seine häufige Anwesenheit in Blumenau und in Hannover ganz natürlich erkläre. Christian Schwanke hatte er aus höflicher Rücksicht für Frau von Sien bei sich aufgenommen, die sich seine Schwägerin nenne; sonst stehe er in keinem Verhältniß mit ihm. Mit dem Juden Jonas Meier stehe er allerdings in vielfachem Verkehr, da er sich dessen Vermittlung bei Ankäufen von Waaren in der Residenz bediene.

In den Verhören nahm er die gelassene Duldermine eines schwergeprüften Christen an, und seinem Mund entströmten fromme Reden und Bibelsprüche über die unver-

schuldeten Leiden des Gerechten; dann wieder war er ganz verzweifelt über den Gedanken, daß man ihn so gemeiner Verbrechen für fähig halten könnte, fiel ganz außer sich auf die Knien nieder, und schwur bei Gott und seinen grauen Haaren, daß er unschuldig sei; dann wieder drohte er mit einer Klage beim Reichskammergericht, wenn man ihn noch länger widerrechtlich gefangen halte. Die Confrontation mit Schwanke blieb ohne Resultat; der vornehme Mann imponirte durch sein sicheres Auftreten dem Schwanke dermaßen, daß dieser Alles sagte, was ihm Jener unter die Zunge legte. Auch ein geheimes Anerbieten des Fürsten, ihn straflos ausgehen zu lassen, wenn er Auskunft über die Gaunerbande gebe, wurde nur mit Ausdrücken tugendhafter Entrüstung, oder verzweifelten Klagen über die nie wieder gut zu machende Schmach, die ihm widerfahren, beantwortet. Zuletzt blieb dem Gericht doch nichts Anderes übrig, als ihn wieder heim ziehen zu lassen.

Seine Freiheit war jedoch nicht von langer Dauer. Schwanke war schon schwer compromittirt durch den Besitz des Koffers, den er für das Eigenthum seiner Schwägerin ausgab, und durch sein eingeständenes Herumtreiben mit dem Herrn von Mosel und seiner Bande, so wie durch die Aussagen seiner Frau, die ihn zwar keines bestimmten Verbrechens bezüchtigte, aber doch Andeutungen über seine Verhältnisse gab, die seinen Lebenswandel in ein sehr verdächtiges Licht stellten. Jetzt aber wurde wieder ein Einbruch entdeckt, bei dem er unmittelbar theilhaftig erschien.

Diebe waren mit großer Kunstfertigkeit — sie hatten dabei 13 Schlösser öffnen müssen — in eine Seitenkammer des Hamburger Domes gedrungen, hatten aber für ihre viele Mühe nur einen kärglichen Lohn davongetragen, denn der Koffer, den sie mitgenommen, enthielt nur Kleidungsstücke. Mehrere dieser Sachen fanden sich in Schwankens Besitz. Gleichzeitig waren aus einem Gewölbe derselben Kirche mehrere Kisten mit werthvollen Silbersachen verschwunden, ohne daß man sichere Spuren der Thäter hätte finden können. Der Verdacht aber mußte natürlich auf Schwanke fallen.

Bei so dringenden Indizien gegen den Inculpanten war das Gericht nach den damaligen Gesetzen berechtigt, ihn der Tortur zu unterwerfen. Schwanke widerstand der Qual der Daumschrauben nicht. Er legte ein offenes Bekenntniß seiner Verbrechen ab, und wiederholte es in den späteren Verhören.

Er war bei dem Lüneburger Einbruch gewesen, aber nur als untergeordneter Theilnehmer, und die That selbst war nur eine glückliche Improvisation, auf welche die Bande, während sie von andern Unternehmungen ausruhte, gekommen war. Das eigentliche Ziel ihrer Thätigkeit war der Schatz in der Braunschweiger Katharinenkirche gewesen. Um diesen zu heben, war der Doctor — oder der Herr von Mosel — aus der Fremde nach Hamburg gekommen; auf wessen Anstiften, wollte Schwanke, als Ueingekehrter in die Geheimnisse des Gaunerbundes, nicht wissen. Am Neujahrstage war die Gesellschaft, aus Schwanke, dem Doctor, dessen Diener Moriz Richter (der Jäger) und Frau von Sien bestehend, mit des Erstern Pferden von Hamburg weggefahren und hatte sich zuerst nach Wunstorf begeben, wo sie eine Woche bei dem Regimentsquartiermeister Peermann verweilt, während der Doctor voraus nach Braunschweig reiste, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Erst auf seine Briefe fand sich die übrige Gesellschaft nach und nach um ihn zusammen. Erst Moriz Richter, die Frau von Sien, der Cornet (Lorenz Schön) dessen Frau, der Garde-reiter Pante, und Kaiser aus Wunstorf, genannt der Rothkopf. Sie bildeten das Gefolge des Herrn von Mosel. Dann stellte sich auch Otto Müller, der Wirth von Blumenau, Peermann und der Jude Jonas Meyer ein. Schwanke kam erst später nach, als der Hauptdiebstahl schon verübt war. Er half nur bei einem zweiten, als man noch zwei Kisten mit Leinenzeug aus der Kirche holte. Den Doctor schilderte er als den Anführer der Bande, und als einen höchst gefährlichen Dieb, der im Anfertigen falscher Schlüssel und im Deffnen der künstlichsten Schlösser von Keinem übertroffen werde. Mit ersterem beschäftigte er sich, während er bei verschlossenen Thüren angeblich seinen

Studien oblag. Der Koffer, den Schwanke bei Markus Blott in Hamburg zum Aufheben gegeben, enthielt des Doctors Antheil von der Braunschweiger und Lüneburger Beute.

In Blumenau, wo der Raub vertheilt worden, war man zuerst auf den Einfall gekommen, einen Abstecher nach Lüneburg zu machen. Der Doctor war hier mit Frau von Sien bei Schwanke's Vater, Moriz Richter und der Cornet mit seiner Frau in der Harburger Herberge abgestiegen. Von der Wirthin angegangen, sich die größte Merkwürdigkeit Lüneburgs, die goldene Tafel, anzusehen, war in dem Cornet und Richter zuerst der Gedanke aufgestiegen, sich des kostbaren Kleinods zu bemächtigen. Sie hatten dem Herrn von Mosel ihren Plan mitgetheilt, und dieser war bereitwillig darauf eingegangen. Aber die Ausföhrung war schwer; keiner der vorrätigen Schlüssel paßte, und Mosel mußte seine ganze Kunst aufwenden, um einen der die Kirchthür öffnete zu recht zu feilen. Endlich nach mehrtägiger Arbeit wurde er fertig, und Sonntag Nachts nach elf Uhr fanden sich Schwanke, der Doctor, der Cornet und Moriz Richter an der Kirche zusammen. Wie sie bei dem Einbruch verfahren, konnte Schwanke nicht angeben, denn er hatte draußen Wache gestanden, während die Anderen drin arbeiteten. Nach vier Stunden erschienen endlich die Diebe wieder, Lorenz Schöne (der Cornet) mit einem Quersack, der das geraubte Gut enthielt, in der Kirche aber schon versiegelt worden war. Mit großer Vorsicht setzte sich der Zug in Bewegung, Richter als Eclaircur 50 Schritt voraus, damit sie nicht von der Schaarwache betroffen würden, und begab sich nach Schwanke's Haus. Am nächsten Morgen reiste die ganze Bande theils in Schwanke's Wagen, theils bezritten nach Hamburg, wo getheilt werden sollte; aber dazu kam es noch nicht, da die Hamburger Juden für das Gold und die Edelsteine zu schlechte Preise boten und der Doctor deshalb erst in Lübeck einen bessern Markt suchte. Von dem Hamburger Diebstahl wußte Schwanke nur so viel, daß ihn Mosel ebenfalls verübt habe.

Peermann wurde jetzt von neuem verhaftet, und fast

gleichzeitig war man des Juden Jonas Meyer habhaft geworden, und lieferte ihn nach Celle aus. Aber von Beiden war nicht einmal durch die Androhung der Folter etwas herauszubringen. Sie leugneten hartnäckig, mit dem Herrn von Mosel anders als oberflächlich bekannt zu sein, wollten von der Braunschweiger Reise nicht das Geringste wissen, schalteten Schwänke in der Confrontation einen frechen Lügner und Ohrabschneider, und beihauerten mit vielen Schwüren, die allerehrlichsten Leute von der Welt zu sein. Auch Otto Müller, der Wirth von Blumenau, trat mit der Miene eines Unschuldigen vor dem Gericht auf. Er gab zu, mit in Braunschweig gewesen zu sein. Der Herr von Mosel habe Geschirr und Wagen bei ihm gemiethet, und da er ohnedies seine jungen Pferde nicht gern habe fremden Händen anvertrauen wollen, so habe er die Gelegenheit ergriffen, um sich die weltberühmte Braunschweiger Messe anzusehen und einige Einkäufe dort zu machen. Auch habe der Herr von Mosel bei ihm gewohnt, aber sein Haus stehe als Gasthof jedem ehrbaren Fremden offen, und der vornehme Cavalier habe ihm keinen Grund gegeben, ihm die Thüre zu weisen.

Eine schwere Zeit war über die edle Vagabunden- und Gaunerzunft eingebrochen. Mit ungewohnter Thätigkeit streiften im ganzen deutschen Reich die Häfcher umher und nahmen jeden Verdächtigen fest. Konnte das Gericht des Ortes nichts mehr aus dem Inculpaten herausbringen, so wurde er in das große Sieb nach Celle abgeliefert, wo die ganze Gaunerschaar gesichtet und jeglicher nach der Größe seiner Schuld gewogen wurde. Hier liefen alle Fäden der großen Untersuchung zusammen; fast jeder Verhaftete fand hier schon Complicen im Kerker, die theilweise schon gestanden hatten und seine Ueberführung leicht machten. Die Gefängnisse in Celle waren überfüllt, und die Richter wurden fast begraben unter Aktenbergen. Eine Unmasse von Diebstählen und Einbrüchen kam an den Tag, und man

sah wohl, daß man es mit einer über ganz Deutschland verbreiteten und wohlorganisirten Bande zu thun hatte; aber bis jetzt war man nur der untergeordneten Glieder derselben habhaft geworden, während die Hauptleute noch frei herumliefen, namentlich die Seele des Ganzen, der berühmte Herr von Mosel mit seiner Zuhälterin, der Frau von Sien oder, wie sie bei den Gaunern selbst hieß, der schönen Simse. Um diese zu entdecken und den weiteren Verzweigungen der großen Diebesverbindung nachzuforschen, wurde der Amtmann Dietrichs, mit Vollmachten und Empfehlungsschreiben an alle deutsche Behörden wohl ausgerüstet, von der Celle'schen Regierung auf eine Entdeckungsreise durch Deutschland ausgesandt. Seine Bemühungen blieben lange fruchtlos, bis endlich nach Celle der Bericht gelangte, daß man bei Greiz im Voigtlande eine große Räuberbande eingefangen, deren Anführer, der gefürchtete Nickel List, der Diebstähle in Braunschweig, Lüneburg und Hamburg geständig worden sei. In der Begleitung des Wirthes aus den drei Kronen in Hannover eilte der Commisär Dietrichs nach Hof, wo der Verbrecher in Haft saß, und der Erstere erkannte auch wirklich in dem mit Ketten belasteten und im dumpfen Loche sitzenden Manne den angeblichen Herrn von Mosel, den er in allem Glanze eines vornehmen Cavaliers bei sich gesehen hatte.

Mit der Gefangennehmung des Hauptmanns schien der Zauber, der bis jetzt die anderen Rädelsführer der Bande den Nachforschungen der Justiz entzogen, gebrochen zu sein. Einer nach dem anderen fiel der Gerechtigkeit in die Hände. Einer Folter erpreßte auch von dem Verstocktesten Geständnisse, welche die Entdeckung und Ueberführung der Anderen beschleunigte. Christian Müller, einer der gefährlichsten Gesellen List's und sein Nebenbuhler um die Herrschaft über die Bande, saß bereits in Leipzig und mit ihm der Drachensrüber, Andreas Luci, und die drei Juden Salomon David (der Rothkopf), Schmul Löbl (der Polacke) und Alexander Saladin (der kleine David), von der Raubgenossenschaft nicht die unbedeutendsten. Andreas Schwarz oder Moritz Richter, der schmucke Jäger des Herrn von Mosel, war

in Weimar wegen eines früher begangenen Todtschlags festgesetzt worden, angezeigt von einem Kumpan, der neidisch war auf das Glück, welches der schöne Jüngling bei den Weibern machte. Den Gardereiter Pante ergriff man im Mansfeldischen, und mit ihm einen Kriegskameraden, Michael Kramer, zu der norddeutschen Bande gehörig. Doch wollen wir den Leser mit der Aufzählung der langen Liste von Verbrechern nicht langweilen; die bedeutendsten derselben gruppiren sich am besten um Nickel List, den großen Gaunerhelden, der den Mittelpunkt in allen Abenteuern bildet und durch seine Thaten die beiden großen Gauner- genossenschaften in Mittel- und Norddeutschland mit einander verbindet. Vlos der schönen Simse, die von nun an nicht weiter auftritt, sind noch ein paar Worte zu widmen. Als vornehme Courtisane streifte sie bald unter diesem, bald unter jenem Namen, bald allein, bald in Begleitung eines angesehenen Mitglieds der Bande, der sich gerade ihrer Gunst erfreute, in Mitteldeutschland herum; vornehmlich in den Meß- und in den Universitätsstädten, wo sie reiche und unerfahrene junge Leute in ihr Netz zu locken wußte. Sie hatte ihre eigene Equipage und eine aus mehreren Personen bestehende Dienerschaft bei sich, und trat überall als reiche Edeldame auf. Ihre glanzvolle Erscheinung, ihre Schlaueit und ihre Schönheit dienten ihr als dreifaches Schild, unter dessen Schutz sie das Angenehme mit dem Nützlichen auf das Beste zu verbinden wußte, denn während sie ihren lüsternten Vergnügungen nachging, versäumte sie nicht, durch Spioniren und Anlocken reicher Gimpel für ihre Gauner- genossen zu wirken. Lange Zeit folgte die Justiz ihrer kometenartigen Bahn durch Deutschland, konnte ihrer aber nie habhaft werden; wie ein weiblicher Proteus wußte sie durch immer neue Verwandlungen die spürenden Augen der Gerechtigkeit zu täuschen, und zuletzt verschwand sie spurlos mit Lorenz Schöne, ihrem letzten Anbeter. Weber von ihr noch von diesem hat man je das Geringste wieder vernommen.

Als armer Leute Kind hatte Nickel List 1636 in Waldenburg im Schönburgischen das Licht der Welt erblickt. Schon als Knabe zeichnete er sich durch gute Anlagen aus, und soll zum Studiren bestimmt gewesen sein, was aber wegen der Unbemitteltheit der Aeltern unterbleiben mußte. Als er die Schule verließ, wurde er Bedienter bei verschiedenen vornehmen Herrschaften, nahm später Kriegsdienste und machte mehrere Feldzüge mit. Er kämpfte mit bei Fehrbellin gegen die Schweden, im Elsaß gegen die Franzosen, in Ungarn gegen die Türken und war bei der Erstürmung von Ofen einer der Ersten auf den Wällen. Aber er wurde der Gebundenheit und Abhängigkeit des Soldatenlebens endlich müde und sehnte sich nach Freiheit und einem eigenen Heerd. In allen Ehren entlassen, kehrte er in sein Vaterland zurück, nahm ein Weib und pachtete in Ramsdorf im Voigtlande ein Wirthshaus. Seine alte Liebe zu den Wissenschaften hatte er noch nicht vergessen; alle seine Mußestunden widmete er dem Studiren, und sein abenteuerlicher Sinn fühlte sich hauptsächlich von den Geheimnissen der Medizin angezogen, die damals noch im mystischen Gewande auftrat. Der Theophrastus Paracelsus war sein Lieblingsbuch, und mit Hilfe seines natürlichen Scharfsinns lernte er bald so viel, daß er an Freunden glückliche Curen vollzog. Mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete ihn die ganze Nachbarschaft als tiefgelahrten Doctor und nannte ihn stets mit diesem Ehrentitel.

Doch auch darin fand sein unruhiger Kopf keine Befriedigung und die Verführung war ihm nur zu nahe gelegt. Es war damals die rechte Blüthezeit des Gaunerlebens in Deutschland und seine Gegend von Alters her berühmt als Schlupfwinkel von Räubern und Strauchdieben. Auch bei ihm kehrten häufig solche Gesellen ein und blendeten seine Augen durch den Anblick der reichen Beute, die sie bei ihm verpielten und verzechten. Er widerstand der Versuchung nicht lange und wagte, verführt von einem verlaufenen österreichischen Studenten und einem alten Kriegskameraden, einem abgedankten Wachtmeister, in Gemeinschaft mit die-

suchen vor seinen Augen das Weite. Ehe neue Mannschaft aufgeboten war, sind sie über alle Berge.

Nach List's Flucht hatten die Bewohner des Dorfes seine Schenke zerstört, daß kein Stein auf dem andern blieb. Auch ohne dies hätte sie nicht mehr zum Zufluchtsort dienen können, und er trieb sich jetzt unstätt im Lande umher, nur von Raub und Einbruch lebend. Sein Ruf wuchs mit seiner Kühnheit, und die Blüte der Gauner von Mitteldeutschland strömte ihm zu. Christian Müller, einer von denen, die in Ramsdorf bei ihm eingeritten und ihn zuerst zum Räuberleben getrieben hatten, der kleine und der große Leopold, der lange Hans, der Kesselpeter, Gottfried Müller aus Dresden, der Hahntoffel, der Hirtentoffel, Schilling, der Cornet L. Schön und viele Andere. Ihr Hauptquartier hatte die Bande jetzt in dem Wirthshause des weimarischen Dorfes Stetten, ein Ort, der für das Treiben solchen Gesindels gut gelegen war; denn mitten durch das Haus lief die Grenze zwischen Weimar und Stolberg, und keine Regierung wollte der anderen die Gerichtsbarkeit über die Spelunke zugestehen, die dadurch zu einer Art Asyl wurde. Hier ruhten die Diebe von ihren Raubzügen aus und vertheilten die Beute. Vor den Häschern sicher, verlebten sie hier die Nächte in Sauf und Braus, während vor dem Hause Wachen und im Hofe gesattelte Pferde standen, um gleich über die Grenze zu fliehen, wenn sie ja einmal überrascht werden sollten. Hier lernte auch Nickel List seinen treuen Jäger Andreas Schwarz oder, wie er als Mitglied der Bande hieß, Moritz Richter kennen, dem er mit seltener Liebe zugethan gewesen zu sein scheint. Dieser Andreas Schwarz war aus Weimar, wo er mit Ehren unter dem Militär gedient hatte, und wo sein Bruder noch Capitän d'Armes war. Beim Spiel war er mit einem Handwerksburschen in Streit gerathen und hatte ihn im auslodernen Zorne mit dem Messer erstochen. Auf der Flucht verrenkte er sich den Fuß und blieb in Stetten, bis er heil war. Einst saß er einsam am Tische, trübe über seine Zukunft sinnend. Da trat List herein. Ihm gefiel der bildschöne Jüngling mit den festen, muthigen Augen und er knüpfte mit ihm ein

Gespräch an. Wo Nickel gewinnen wollte, da konnte ihm keiner widerstehen, und hier wendete er seine ganze Kunst auf. Mit berebter Zunge entwarf er ein lockendes Bild von dem freien Räuberleben und wußte allen Skrupeln des Jünglings mit schlauer Sophistik zu begegnen, denn er hatte sich schon eine Theorie ausgebildet, mit der er sein Treiben gegen sich selbst entschuldigte. Alle irdischen Güter seien eigentlich Gemeingut, meinte er, und dem Reichen seien erst vom Armen erpreßten Ueberfluß zu nehmen, sei bloß gerechte Wiedervergeltung. Andreas Schwarz widerstand den verführerischen Reden nicht und wurde ein freies Mitglied der Bande, keinem verantwortlich als Nickel List, der ihn mit einer glänzenden Livree und einem Pferde versah, dafür aber stets die Hälfte von der seinem Diener zufallenden Beute erhielt. Von nun an war er als Moritz Richter der unzertrennliche Begleiter seines Herrn, der von jetzt an als Herr von Mosel auftrat, rettete ihm mehr als einmal Freiheit und Leben und hielt bei ihm aus bis an's Ende.

Zu ihren Unternehmungen schritt die Bande mit großer Ueberlegung. Die bloße Sage, daß irgendwo eine große Summe Geld aufbewahrt sei, genügte den Dieben noch nicht. Sie mußten erst sichere Nachricht haben, daß der Schatz sich der vielen Mühe verlohne, ehe sie an's Werk gingen. Dann nahm das Erkunden der Vertlichkeit und das Anfertigen der falschen Schlüssel nach Wachsabdrücken oft mehrere Wochen in Anspruch. Waren sie mit diesen Vorbereitungen fertig, so ritten sie an Ort und Stelle, übergaben ihre Pferde Einem aus ihrer Mitte, der zugleich als Wache diente, und öffneten die Thüren mittelst ihrer Dietriche mit solcher Gewandtheit und Heimlichkeit, daß in bewohnten Häusern manchmal die im nächsten Raume Schlafenden nichts von der Anwesenheit der nächtlichen Gäste spürten. Ueberraschte sie der grauende Morgen bei der halbvollendeten Arbeit, so schlichen sie sich wieder fort, schlossen die Thüren sorgfältig zu und kamen die nächste Nacht wieder, um das Zurückgelassene nachzuholen. Nach vollbrachtem Raube ritten sie mit der Beute von

dannen nach einem ihrer vielen Schlupfwinkel, wo getheilt wurde. Erwarteten sie eine große Beute, so nahmen sie wohl auch einen Leiterwagen mit. Bloss auf dem Lande, bei einzeln liegenden Wohnungen schlugen sie ein weniger mühevolleres Verfahren ein. Da wurden die Thüren eingeschlagen, die Bewohner mit Todesandrohungen zum Schweigen gebracht, und Alles ausgeräumt. Uebrigens waren diese Unternehmungen stets nur Sache der Einzelnen. Wer eine Gelegenheit zum Diebstahl erfuhr, suchte sich aus der Bande ein paar passende Genossen aus, und verrichtete mit diesen den Raub, den auch bloss die Thäter unter sich vertheilten. Selbst Nickel List erhielt keinen Antheil, wo er nicht mitgewirkt hatte. Ueberhaupt darf man sich ihn nicht als einen Hauptmann denken, dem sich die Genossen zu unbedingtem Gehorsam verschworen. Als der Geschickteste, Schlaueste und Kühnste wurde er allerdings bei den meisten und bedeutendsten Unternehmungen zu Rathe gezogen oder zum Anführer erwählt, weil unter seiner Leitung der Erfolg am sichersten war. Aber er erhielt keinen größeren Antheil als die Anderen, ließ sich sogar in seiner großartigen, das Geld geringschätzenden Weise von seinen Kameraden oft übervorthheilen. Auch war keines der Mitglieder zur Mitwirkung verpflichtet; Jeder kam und ging, wie es ihm gefiel. Daß bei einem solchen Treiben Conflict mit der Justiz, trotz der sprichwörtlich gewordenen Saumseligkeit derselben, nicht ausbleiben, läßt sich leicht denken. Mehr als einmal schlug sich List mit seinen Genossen durch die ihn überfallenden Häfcher, und da ein seltenes Glück ihn immer unverwundet davon kommen ließ, verbreitete sich im Volke der Glaube, er sei geseftet. Aber nicht immer gelang ihm das Durchschlagen mit den Waffen in der Hand, und öfters kam er in Haft, brach aber stets mit großer Geschicklichkeit oder Tollkühnheit aus. Einmal lag er nach langer Gefangenschaft mit schweren Ketten gefesselt in seinem Kerker auf dem Stroh. Wie der Schließer hereintritt und das Essen bringt, bittet er diesen, ihn in die Höhe zu heben, da er wegen seiner großen Schwäche nicht aufstehen könne. Arglos nähert sich ihm der Schließer; da thut sich unter

ihm der Boden auf, er versinkt, List aber steht jetzt rüstig auf, schüttelt sich die Ketten von den Gliedern und geht ungehindert zu der offenstehenden Thüre hinaus der Freiheit entgegen. Die zauberartige Flucht erklärte List später auf das Natürlichste. Er hatte bemerkt, daß der Fußboden seines Kerkers hohl sei, ihn allmählig durchgebrochen und die Dielen wieder fein säuberlich aber ganz locker darüber gelegt, das Ganze aber mit Stroh überstreut. Als sich daher der Schließer durch den Vorwand, er sei krank, verlocken ließ, auf die Oeffnung zu treten, wichen die verrätherischen Breter und er stürzte in den darunter liegenden Raum. Seine Ketten hatte List längst zerseilt und mit Bindfaden zusammengebunden, so daß er diese nur zu zerreißen brauchte, um fesselfrei das Weite zu suchen.

In seinem letzten Gefängnisse erzählte List noch einen anderen wunderbaren Streich, den einer seiner Genossen ausgeführt, den er sich aber selbst nicht zu erklären wußte. Ein Dieb ließ einem Wirths melden, er werde diese Nacht kommen und ihm sein Pferd aus dem Stalle holen. Dem Wirth kam ein so freches Unterfangen ganz sonderbar vor und er beschloß, den Plan des Gauners durch ungewöhnliche Wachsamkeit zu vereiteln. Mit einbrechendem Abend legt er sich daher quer vor den Stall, so daß das Pferd über ihn weggehen mußte, und beschließt, kein Auge zuzuthun. Aber bald umfängt ihn ein fester Schlaf; der Dieb stellt sich ein, zieht den Wirth an den Beinen von der Schwelle weg, geht in den Stall und holt das Pferd heraus, ohne daß der Bestohlene erwacht wäre. Das wird dem Gauner doch zu arg. Wie er im Sattel sitzt, nimmt er eine Pistole und schießt sie vor des Wirthes Ohren ab. Da erwacht denn endlich der Schläfer, und er sieht den Anderen noch höflich grüßend mit seinem Pferde davonreiten. Der Wirth eilt nach, aber obgleich Jener gemächlich die Straße entlang trabt, kann er ihn doch nicht erreichen, und wird so zwei Meilen weit gelockt. Da wird dem Gauner das Ding endlich zu langweilig, er giebt dem gestohlenen Pferde die Sporen, jagt davon und läßt den

Beraubten mit offenem Munde und mutterseelenallein auf der Landstraße stehen.

Die Diebstähle, welche die Bande während ihrer fünfjährigen Wirkksamkeit — von 1694 bis 1699 — verübte, waren zahllos. Meistens wurden die kurfürstlich sächsischen Länder und die Gebiete der Grafen Reuß und der Herren von Schönburg von ihr heimgesucht, und nur manchmal streiften die Gauner bis nach Thüringen oder weiter nördlich in's Magdeburgische. Hauptsächlich aber war die reiche Meßstadt Leipzig mit ihren Umgebungen der Schauplatz ihrer Thätigkeit. Hier hatten sie ihre Schlupfwinkel in der Laute auf dem Ransstädter Steinweg und in einigen Dorfschenken der Nähe; als Spione dienten ihnen einige Juden, der Scharfrichter Vieritz und die berlinische Dore, eine liederliche Dirne.

Auf den Rath zweier Leipziger Studenten, Brückner und Melsius, die sich zur Bande hielten, brach Nickel List einmal bei dem Professor Pfaug ein, bei dem er erst ein Colleg gehört hatte, um das Haus auszukundschaften. Aber bei dem gelehrten Manne fanden sich blos Schätze der Weisheit in der Gestalt zahlreicher Manuscripte und keine harten Thaler vor, und Nickel mußte sich mit wenigem Silberzeug begnügen. Ein Besuch in der Paulinerkirche, ebenfalls von den beiden Studenten veranlaßt, trug dagegen bessere Früchte. Am größten war aber der Gewinn in Lindenau bei dem Herrn von Minkwitz, wo auf jeden Betheiligten 800 Thaler kamen.

Mitten aus dieser Thätigkeit wurde Nickel List auf einen anderen Schauplatz berufen. In Hamburg hatte eine Zudengesellschaft, Moses Hosheneck, Schimmeku, der große und der kleine Leopold und Liepmann, schon längst ihre Augen auf einen großen Schatz in der Domkirche geworfen. Seit Jahren bereits gingen sie mit dem Gedanken um, ihn zu stehlen, aber er war zu gut verwahrt, und Keiner von ihnen und ihrer zahlreichen Gaunerbekanntschaft war geschickt genug, die künstlichen Schlösser zu öffnen. Schon einmal hatten sich ihre Augen nach Leipzig gewendet, und sie hatten den berühmten Christian Müller nach Hamburg verschrie-

ben, aber auch er hatte nichts ausrichten können, und der Schatz, der auf eine Tonne Goldes geschätzt wurde, war noch unangetastet. Jetzt faßten sie den Entschluß, sich an den berühmten Nickel List zu wenden, dessen Kunst noch kein Schloß widerstanden hatte. Hosheneck und Liepmann gingen zur Michaelismesse 1698 als Gesandte nach Leipzig und luden den großen Gauner ein, zur Hebung des Schatzes nach Hamburg zu kommen. Nickel fühlte sich geschmeichelt durch den Ruf und war bereit, ihm zu folgen; aber erst mußten andere Unternehmungen in Obersachsen, die schon vorbereitet waren, ausgeführt werden, und er entließ daher die Gesandten mit dem Versprechen, vor Ende des Jahres nachzukommen. Er hielt auch Wort und erschien noch vor Neujahr, blos von dem getreuen Andreas Schwarz begleitet, als Herr von Mosel in der großen Hansestadt.

Sein Scharfblick verrieth ihm bald das Geheimniß der Schlösser, die den Schatz wahren, und nach kurzer Arbeit hatte er die nöthigen Schlüssel fertig. Der Einbruch gelang ohne Mühe, aber der Ertrag blieb weit unter den Erwartungen aller Betheiligten. Der Raub zerfiel in neun Theile — Lorenz Schöne und Frau und Gottfried Müller aus Dresden hatten sich als ungeladene Gäste nachträglich noch eingefunden — und auf Herrn von Mosel kamen mit seines Jägers halbem Antheil nur 45 Thaler! Außerdem erhielt er noch 60 Dukaten für die aufgewendeten Reisekosten. Ein zweiter Diebstahl, den er blos mit Andreas Schwarz's Unterstützung in derselben Kirche wagte, lieferte gar nur Kleidungsstücke.

In Hamburg wurde er mit der schönen Anna von Sien bekannt, die seinetwegen ihren bisherigen Geliebten, den Juden Liepmann, verließ und von nun an mit ihm herumzog. Sie führte ihn zuerst zu dem Regimentsquartiermeister Peermann, mit dem sie ebenfalls früher in zärtlichen Verhältnissen gestanden hatte, und bei ihm in Wurster wurde der Braunschweiger Kirchenraub verabredet. Mißtrauisch geworden durch den schlechten Ertrag des Hamburger Einbruchs, hatte der Herr von Mosel anfangs durchaus keine Lust zu dieser neuen Unternehmung. Aber die üppige

Frau von Sien kostete ihm unendliches Geld, er mußte auf neuen Verdienst sinnen, und so entschloß er sich denn endlich auf Peermann's Zureden, der Leitung der neuen Unternehmung sich zu unterziehen. Wir wissen schon, wie glänzend er in dieser Stadt austrat, und fügen bloß noch hinzu, daß außer ihm, der Frau von Sien und seinem Jäger noch Peermann, Schwanke, Jonas Meyer, Pante, Dito Müller, Lorenz Schön und seine Frau, und Michael Kaiser an der Ausführung des Raubes Theil nahmen. Auch hier war die Beute nicht so bedeutend, als die Verbündeten gehofft hatten, und in einem Koffer, wo sie große Schätze zu finden erwarteten, lagen zu ihrer bitteren Täuschung nichts als Ziegelsteine! Bei der Entdeckung des Diebstahls wurde dies ihnen als humoristischer Streich angerechnet, aber wahrscheinlich hatte ein früherer ungetreuer Hüter des Schazes zu seiner Rettung sich dieser List bedient. Nachdem alle Kosten der Hin- und Zurückreise, so wie der Aufwand für das flotte Leben der Gesellschaft in Braunschweig abgezogen waren, kamen auf List bloß hundert Thaler.

Ansehnlicher war der Ertrag des Lüneburger Diebstahls. Zwar wurde hier von den Betheiligten Manches heimlich bei Seite geschafft, bei der hastigen Arbeit auch manches kostbare Stück verrissen und List noch dazu um mehrere auf seinen Theil gekommene Edelsteine von den Hamburger Zuden, die sie für unecht erklärten, betrogen, aber dennoch kamen auf ihn 220 Stück Dukaten und 200 Thaler.

So brachte er zwar großen Ruhm, aber wenig Schätze mit von seinem Auszug nach Hause, denn den besten Theil der Lüneburger Beute hatte er in Hamburg zurücklassen müssen, als ihm die wachgewordene Justiz auf den Fersen saß. Um jede Spur hinter sich zu verwischen, reiste er, ohne neue Thaten zu verrichten, über Hamburg, Lübeck und Berlin mit der Frau von Sien und seinem getreuen Anton Schwarz mit möglichster Eile wieder in die Heimath, um in der altgewohnten Umgebung in früherer Weise weiterzuwirken. Aber die Frau von Sien war sein böser Engel. Um Mittel zur Befreiung ihres unmäßigen Aufwandes zu erlangen, konnte er in seinen Unternehmungen nicht mehr so

wählerisch sein wie früher, und mußte sich selbst zu weniger vorsichtigen Streichen entschließen, wenn sie nur einen reichen Ertrag versprachen. Es war die kühnste Zeit seiner Laufbahn. Einbruch folgte auf Einbruch, Privathäuser, Edelstige, öffentliche Kassen, Kirchen — nichts blieb verschont, und immer noch lächelte ihm das Glück. Aber das Maas war voll und das Ende nahe, und der Kircheneinbruch in Wunsiedel (14. Juli 1698) war die letzte seiner gelungenen Thaten.

„Länger konnte der gerechte Gott, sagt M. Hofemann, der als Beichtvater der Gefangenen in Celle ein dickes Buch über die Thaten der Räuberschaar geschrieben, solchen fast nie erhörten Kirchenräuber und Erzdiebe nicht nachsehen. Endlich hatte er seinen Bogen gespannt und zielte, und hatte darauf gelegt tödtliche Geschosse. Seine Pfeile waren zugerichtet zum Verderben, mit welchen er den in allen Jahrbüchern mit schwarzer Kohle anzuzeichnenden schwarzen Nickel List in seinem Laufe traf und anhielt, und ihm gleichsam zurief: Bis hieher sollst du kommen und nicht weiter.“

Ein paar Stunden von Hof lag einsam an der Straße das Haus des Anspach'schen Umgeldsadjunkts Schmidt, geschützt auf der einen Seite von einem tiefen Wasser, das die Vorderseite bespült, auf der anderen theils durch einen steilen Felsrand, theils durch hohe Mauern. Das Haus brauchte aber auch einer so starken Verwahrung, denn der Adjunkt hatte meistens eine gutgefüllte markgräfliche Kasse in Händen, welche die Habgier der in der Umgegend streifenden Räuber wohl anlocken konnte.

Nickel List ritt mit vier Gefährten, dem Hans Buttelsstädt, dem Hornickel, dem kleinen Leopold und noch Einem von dem Wunsiedler Kirchenraub nach Hause, als er von einem seiner Spione Nachricht erhielt, daß des Adjunkts Schmidt Kasse gefüllt und er selbst abwesend sei. Die Gelegenheit war zu lockend, und Nickel beschloß, sogleich zur That zu schreiten. Aber von der Wasserseite war das Haus unzugänglich, und die Nacht mußte abgewartet werden, um von der Landseite aus einzubrechen. Dies geschah auch ohne große Schwierigkeit, und schon ein paar Stunden nach

Mitternacht befanden sich die Räuber mit einer ansehnlichen Beute an baarem Gelde in ihrem Schlupfwinkel, der neuen Schenke bei Greiz, wo sie nach zwei durchwachten Nächten ungestört der Ruhe pflegen wollten. Nickel List, Leopold und der dritte Namenlose legten sich in ein Zimmer im obern Stock, Buttelsstädt (der Sohn des Wirths in Stetten) und Hornnickel zu den Pferden in den Stall.

Noch lag Alles in tiefem Schlafe, als mit grauendem Morgen Bewaffnete vor der Schenke erschienen, den Wirth herausklopfen und nach fünf Reitern fragten, die die Nacht hier eingekehrt sein mußten. Der Wirth wollte keine Gäste haben, aber die frischen Hufspuren im Hofe verriethen ihre Anwesenheit. Gingeschüchtert von den drohenden Pistolen der Reiter, wies der Wirth auf den Stall und das obere Zimmer. Rasch wird der Stall mit einer Kette gesperrt, doch wie die Häscher in hellen Haufen in das obere Zimmer bringen, sind die Räuber schon wach und empfangen sie mit Pistolenschüssen. Einer von den Eindringenden fällt, und in der dadurch entstandenen Verwirrung gelingt es Leopold und dem Anderen, zu entweichen. List ist nicht so glücklich. Auf ihn, den gefürchteten Hauptmann, stürzt Alles los. Kaum niedergeworfen, steht er schon wieder auf den Füßen und reißt sich mit riesiger Kraft von seinen Bedrängern los. Bereits hat er die rettende Thür erreicht, da trifft ihn von hinten der Schlag eines schweren Knüttels und er sinkt halb ohnmächtig zusammen. Mit kräftigen Häusten fühlt er sich gepackt, alle Hoffnung der Befreiung ist verschwunden, aber er will wenigstens nicht lebendig der Gerechtigkeit in die Hände fallen. Mit der noch freien Hand greift er in die Tasche, zieht ein Messer heraus und bringt sich eine fürchterliche Wunde in der Kehle bei. Von Blut triefend wird der Geseffelte auf ein Ross gesetzt und zwischen zwei Bewaffneten, die ihn halten, nach der Stadt gebracht. Dennoch war die klaffende Wunde nicht tödtlich; nach langen Leiden wurde List davon geheilt, obgleich seine sonst so kräftige Stimme schwach und sanft blieb. Buttelsstädt und Hornnickel erwachten erst aus einem todtenähnlichen Schlummer, als sie schon in der Gewalt der Häscher waren.

Das markgräfliche Gericht in Hof nahm die Gefangenen in Untersuchung. In den ersten Verhören leugnete Nickel standhaft, aber die Folter brach den Trotz des von langer Krankheit geschwächten Mannes; und nachdem er einmal gestanden, hatte er für seine Richter kein Geheimniß mehr. Mit allen Zeichen echter Reue legte er ein offenes und vollständiges Bekenntniß aller seiner Thaten ab. Nur einmal hatte er seine Hände mit Blut besudelt: bei jenem Ueberfall seiner Schenke in Beutha hatte er den Schönburgischen Landschöppen mit einem Pistolenschuß niedergestreckt, wie er behauptete, aus Zufall, da er bloß seine Bedränger durch den Schuß habe schrecken wollen. Einbrüche und Diebstähle hatte er mehr begangen als sein Gedächtniß fassen konnte; aber er verhehlte nichts und führte seine Richter in ein Labyrinth von Verbrechen ein, deren Schauplatz meistens Obersachsen, Thüringen und Franken gewesen war. Bereitwillig nannte er die Gehilfen bei jeder That, half die schon in Haft Befindlichen durch sein Geständniß überführen, und wies die Schlupfwinkel von denen nach, die sich noch frei herumtrieben. Auch zu drei großen Kirchendiebstählen in Norddeutschland bekannte er sich, und nannte die übrigen Mitschuldigen. So fiel durch seine Aufrichtigkeit zuerst einiges Licht auf den weitverbreiteten Gaunerbund, und die Gerichte konnten jetzt mit leichterer Mühe die einzelnen Fäden verfolgen, da sie in ihm stets einen bereitwilligen Wegweiser an der Hand hatten.

Die meisten Mitschuldigen List's saßen bereits in Celle in Haft, entweder eingezogen auf Verdacht der Theilnahme an den Einbrüchen in Lüneburg, Hamburg und Braunschweig oder im Laufe der Untersuchung von anderen deutschen Regierungen ausgeliefert, da durch die Thätigkeit der dortigen Behörden Celle zum Mittelpunkt des großen Gaunerprozesses geworden war. Aber dieser blieb nur Stückwerk, wenn nicht Nickel List, der Einzige, der einen Ueberblick über die weitverzweigten Verbindungen der Bande hatte

und Auskunft über ihren inneren Zusammenhang geben konnte, bei dem Gericht mit ins Verhör genommen wurde, in dessen Händen die Fäden der ganzen Untersuchung zusammenliefen. So wie daher die Commission in Celle Nachricht erhielt, daß der langgesuchte Herr von Mosel in Hof in Ketten und Banden säße, erging alsbald an die Anspach'sche Regierung ein Ersuchungsschreiben, den berühmten Räuberhauptmann behufs der Confrontation mit seinen Raubgenossen nach Celle zu schicken. Doch wurde dieser Bitte nicht so leicht gewillfahrtet. Die Zumuthung, sich der Justiz über einen so berühmten Verbrecher zu begeben, war nicht gering, und erst nach langen diplomatischen Verhandlungen willigte der Markgraf aus Rücksicht auf das allgemeine Beste ein.

Der Transport des Gefangenen von Hof nach Celle war aber keine kleine Sache. Noch immer streiften zahlreiche Mitglieder seiner Bande frei herum, und eines Versuches, ihn unterwegs zu befreien, oder auch zu tödten, um weitere compromittirende Eingeständnisse von seiner Seite unmöglich zu machen, konnte man sich von den Genossen um so mehr versehen, als man auch mehreren Gefangenen in Celle schon Mittel zum Selbstmorde zuzusteuern gewußt hatte. Es wurden daher alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Eine erlesene Mannschaft, aus elf Gefreiten und vier Unteroffizieren bestehend, unter Anführung eines erfahrenen Kriegsmannes, des Lieutenants Braun, ging mit zwei sechsspännigen Leiterwagen am 4. December 1698 von Celle nach Hof ab, wo sie am vierten Adventssonntage eintraf. Hier wurde ihnen der Gefangene übergeben. Mit keckem Gesicht trat er ihnen entgegen, aber sein Muth sank, und der harte Mann fing an zu weinen, als er auf Befehl des Lieutenants mit noch schwerern Fesseln belastet und mit beiden Händen an den Wagen angeschlossen wurde. Wohl mochte sein Herz noch eine Hoffnung der Befreiung gehegt haben und sie jetzt vernichtet sehen.

Wie im Angesichte eines feindlichen Heeres verfolgte der Transport seine Straße. Neben dem Gefangenen auf dem Wagen saßen zwei Soldaten, die Pistolen mit gespanntem

Hahn in der Hand, und zwischen den Knien eine geladene Flinte. In Gegenden, die zu einem Ueberfall besonders geeignet schienen, mußte List sich auf den Boden des Wagens legen, der mit Stroh und Matten schußfest gemacht war; eine Töte recognoscirte die Straße vor dem Zuge, und Patrouillen streiften im Gebüsch und zu beiden Seiten des Weges. In der Schenke, wo zu Nacht geraftet wurde, hielt ein Gefreiter mit bloßem Degen vor der Streu des Gefesselten Wache, während alle Ausgänge mit Bewaffneten besetzt blieben, und Patrouillen das Wirthshaus bis zum Morgen umkreisten, um von der Annäherung etwaigen Entsages zeitige Nachricht zu geben. Hinter Alma senkt sich die Straße in einen tiefen Hohlweg, und führt dann weiter durch einen dicken Föhrenwald, dessen Schatten und zahlreiche Schluchten von jeher räuberischem Gesindel zum willkommenen Versteck gedient hatte. Hier war die gefährlichste Stelle der ganzen Reise; Lieutenant Brauns ließ Halt machen, seine Leute zusammentreten, und hielt an sie eine Rede wie vor einer Schlacht, daß Jeder sein Möglichstes thue, und als tapferer Soldat seinem Eide getreu das anvertraute Gut bis auf den letzten Blutstropfen vertheidige; auch gab er Verhaltensmaßregeln, im Falle er selbst bleiben solle. Dann wurden die Flinten frisch geladen, die Säbel in der Scheide gelockert, und kampffertig setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Langsam schleppten die müden Pferde den Wagen auf der schlechten Straße dahin, die bald bergauf, bald bergab ging, und der dunkle Wald wollte kein Ende nehmen, da gewahrte man auf einer Höhe einen bewaffneten Strauchdieb, der wachsam die Straße überschaute. Wie er den Zug kommen sah, verschwand er im Dickicht, rief aber erst drohend, daß er mit seinen Gefährten bald wieder erscheinen werde. Schon lichtet sich der Forst, die Gegend wird offener, und sie hoffen bald Großenbergsdorf zu erreichen, da erscheint an einer Wendung der Straße erst ein Reiter, dann zwei und zuletzt ein ganzer Trupp, Alle wohlbewaffnet. Rasch stellt sich die kleine Schaar zum Kampfe auf, die Musketiere stehen schußfertig und erwarten nur den Angriff der

Andern, als sich das Mißverständniß noch zur rechten Zeit auflärt. Es waren reußische Reiter, die ihnen der Graf zur Eskorte entgeschickte. Doch war die Besorgniß vor einem Anfall nicht ungegründet, denn in der nächsten Schenke erfuhren sie, daß sich schon seit mehreren Tagen verdächtige Männer in der Gegend herumtrieben, und sich angelegentlich nach der Marschroute der Lüneburger erkundigt hätten. Wahrscheinlich hatte nur die Wachsamkeit und gute Haltung der kleinen Schaar das Gesindel von dem beabsichtigten Angriff abgehalten.

Ohne weitere Abenteuer erreichte der Transport Leipzig, wo das Militär in der Vorstadt Quartier erhielt; denn die Stadt hatte mit vielen andern das Privilegium, kein Kriegsvolk des Landesherrn, geschweige denn fremdes, in ihren Mauern zuzulassen. Hier sollte Nickel List nach langer Trennung seinen getreuen Andreas Schwarz wiedersehen. Der Commissar Dietrichs hatte ihn unter starker Bedeckung von Weimar herübergebracht. Dort hatte er Alles gelehnet und in der langen Haft war ihm der frische Jugendmuth keinen Augenblick gesunken. Auch hier sprang er, gefesselt wie er war, heiteren Gesichts vom Wagen und ließ seinem Bruder nach Weimar sagen, er werde bald los kommen. „Kennst Du den Nickel List nicht?“ fragte ihn der Commissar. „Nein, ich habe nie von dem Kerl gehört,“ gab er ruhig zur Antwort. Da traten die Musketiere auseinander, welche den andern Wagen seinem Auge entzogen, und in Fesseln und bleich sah er seinen Hauptmann auf dem Stroh liegen, der ihn mit trüben Blicken anschaute. Auch er erblasste bei dem jämmerlichen Anblick; aber er faßte sich schnell wieder und sagte: „Nein, den kenne ich gar nicht. Er mag ein ehrlicher Kerl, er kann aber auch ein Schelm sein.“ List schüttelte wehmüthig mit dem Kopf und sagte: „Ach Du guter Kerl, wenn Du erst die blauen Daumen bekommen hast, wie gut wirst Du mich kennen.“

Außer Andreas Schwarz kamen in Leipzig noch der wilde Christian Müller, der Gardereiter Pante und die drei Juden Salomo David, Schmul Löbl und Alexander Salatin zu dem Transport. Sie wurden sämmtlich nach Celle

geschafft und trafen dort unter großem Zulauf des Volkes ein, denn Alles wollte den großen Räuber Nickel List sehen, dessen Ruf durch ganz Deutschland scholl.

Mit verdoppeltem Eifer wurde jetzt in Celle die Untersuchung fortgesetzt und bald war sie ihrem Abschlusse nahe. Das Geständniß, das die Folter nicht erpressen konnte, bewirkte oft — ein merkwürdiger Zug — bei dem verstocktesten Sünder die Gegenüberstellung eines Schuldgenossen. Schwanke hatte längst bekannt, was er wußte; ebenso Otto Müller, der Wirth von Blumenau, aber Beide waren auch noch Neulinge im Verbrechen. Am hartnäckigsten leugneten Peermann und der Jude Jonas Meyer. Bei dem Erstern war jetzt an die Stelle des Stolzes, mit dem er anfangs den ehrenrührigen Verdacht von sich gewiesen, eine wilde Frechheit getreten. Unter den Qualen der Daumschraube und der Beinschiene schwur er mit gräßlichen Flüchen, er sei unschuldig, schimpfte die Henkersknechte und rief alle Teufel der Hölle an, ihm zu Hilfe zu kommen, gab zwar Einzelnes zu, widerrief es aber wieder, so wie er von der Marterbank erlöst war. Endlich aber erlag er doch den entsetzlichen Schmerzen, und bekannte, doch nur Bruchstücke. Fast jedes Wort mußte ihm mit neuen Qualen abgerungen werden. Was er ausgesagt, genügte, um ihn an den Galgen zu bringen, giebt aber keine Aufklärung über den psychologischen Prozeß, der diesen vornehmen Mann zum Genossen einer gemeinen Gaunerbande machte. Als er als Ueberführter aus seinem frühern anständigen Gefängniß in ein unterirdisches Loch auf halbverfaultes Stroh geworfen wurde, löste sich der starre Trotz dieses harten Herzens. So groß wie früher seine Frechheit, war jetzt seine Reue; aber nicht über seine Verbrechen, sondern über die Gotteslästerungen, die er unter den Qualen der Folter ausgestoßen.

Jonas Meyer hatte von Jugend auf ein Diebsleben geführt, obgleich er nebenbei einen ausgedehnten und ein-

träglischen Kornhandel betrieb. Ein abgesagter Christenfeind, schien er seine Thaten nur wie eine gerechte Rache an den sein auserwähltes Volk verfolgenden Christen zu betrachten. Er lästerte den Erlöser und empfing mit wildem Grimm oder frechem Hohn den Geistlichen, der den Höllebraten gar zu gern befehrt hätte. Auch ihm zwang nur die wiederholte Folter ein unvollständiges Bekenntniß ab, und in der Confrontation schalt er seine früheren Genossen nur freche Lügner und Verleumder, die einen unschuldigen Mann an den Galgen bringen wollten. Von Reue spürte er keine Anwandlung.

Der Verworfenste der ganzen Bande war Christian Müller. In Stolpen im Meißner Oberlande geboren, war er Soldat gewesen, dann desertirt, und hatte sich zuletzt als Gauner in ganz Deutschland herumgetrieben. Kein Laster war ihm fremd, in der rohesten Sinnlichkeit hatte er sich sein Lebelang herumgewälzt, und einen von Ausschweifungen ruinirten Körper davon getragen. Sein Leben war eine ununterbrochene Kette von Diebstählen, Einbrüchen und Mordbrennereien, die er den Nichtern mit frechem Stolze vorerzählte. Von unübertroffener Verschmiztheit, verwegend wie ein Teufel, und zu jeder Unthat bereit, hatte er lange mit Nickel List um den ersten Platz in der Bande gerungen, ihm aber doch zuletzt weichen müssen; seitdem haßte er ihn tödtlich und verkürzte ihn, wo er konnte. Unzählige Mal verhaftet, kannte er die Folter in aller Herren Länder, und war dagegen so abgehärtet, daß er darüber scherzte, und auf der Marterbank den Henkersknechten höhrend jurief: Sie möchten ihn nur noch mehr quälen, er sei noch frisch und munter! Aus einem solchen Menschen war wenig herauszubringen, und wenn er etwas bekannte, so vermengte es seine erfinderische Phantasie dermaßen mit wunderbaren Lügen, daß das Gericht dem farbenreichen Roman stauend zuhörte.

Die Andern zeigten sich zugänglicher. Am längsten widerstand noch Andreas Schwarze, vielleicht aufrecht erhalten von der Hoffnung, sein junges Leben als Preis seines hartnäckigen Ausharrens davon zu tragen. Selbst als

ihm Nickel List beweglich zuredete, Gott die Ehre zu geben, und ein freimüthiges Bekenntniß seiner Thaten abzulegen, blieb er stumm. Noch hielt er die Qualen des sogenannten Mecklenburgischen Instrumentes aus, aber als er in das Foltergewölbe geführt wurde und im Kamin ein großes Feuer brennen sah, da erfasste ihn die Furcht. Der Unerfahrene glaubte, er solle an diesem Feuer geröstet werden und bekannte aus Angst vor solchen Schmerzen.

Nach abgelegtem Geständniß wurden die Verbrecher dem Geistlichen übergeben, der sie zur Reue über ihren sündhaften Lebenswandel zu bringen suchte, was bei den meisten auch Erfolg hatte. Den günstigsten Boden fanden seine eindringlichen Worte bei Nickel List. Wie er mit ganzem Herzen Räuber gewesen, war er jetzt mit ganzem Herzen ein bußfertiger Sünder. Die Bibel und andere geistliche Bücher zu lesen war im Gefängniß seine einzige Beschäftigung, und seine Reue über die Blutschuld in seinem früheren Leben in des Geistlichen Herz auszusüßten sein einziger Trost.

Noch ehe die Akten des großen Prozesses geschlossen waren, wurde an einigen Verbrechern, die in der Untersuchung keine Rolle mehr zu spielen hatten, das Todesurtheil vollstreckt. Es war dies Christian Schwanke, Andreas Schwarz, Peermann, Pante und sein Kriegskamerad Kramer und Jonas Meyer. Otto Müller, dem das Gericht ebenfalls das Leben abgesprochen, kam mit lebenslänglichem Zuchthaus davon. Peermanns, Müllers und Schwankes Frau kamen ins Spinnhaus nach Hamburg.

Am 21. Mai 1699, einem schönen Frühlingsmorgen, wurde der Spruch des Gerichts Angesichts einer zahllosen Menge Menschen vollstreckt. Schwanke und Schwarze waren verurtheilt mit eisernen Keulen zerschlagen zu werden, Peermann wurde gehenkt, Pante und Kramer in Erwägung früherer wackerer Kriegsdienste mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht. Sie starben Alle muthig und als bußfertige und reuige Sünder, und Anton Schwarz hielt vor seiner Hinrichtung noch eine bewegliche Rede an's

Volk, es ermahnend, an ihm ein Beispiel zu nehmen, die Sünde zu fliehen und für sein seliges Ende zu beten.

Doch sollte die Exekution nicht ohne ein entseßliches Aergerniß für die ganze Christenwelt abgehen. Auch der Jude Jonas Meyer war zum Strange verurtheilt und wurde mit hinausgefahren. Schon unterwegs hatte er durch lästerliche Reden den neben ihm sitzenden Peermann so sehr in seinen Todesbetrachtungen gestört, daß er auf einen andern Wagen gebracht werden mußte. Wie unzugänglich er Besserungsversuchen war, wußte der Geistliche schon von früher; dennoch mußte er auf Befehl der Obrigkeit dem schon unter dem Galgen stehenden armen Sünder noch einmal zureden Christ zu werden. Grimmig wandte sich dieser ab, und als er den Strick um seinen Hals fühlte und sich vor einer Verschärfung der Strafe sicher glaubte, rief er in die Menge hinaus: Ich lebe ein Jude und sterbe ein Jude. Verflucht seien alle die, in deren Herzen eine Ader ist, die an Jesum gläubet! Das waren seine letzten Worte.

Ein solcher Frevel konnte nicht ungeahndet bleiben. Am nächsten Tage wurde der Leichnam vom Galgen genommen, nach der Stadt vor das hochnothpeinliche Halsgericht geschleift, und über den Todten noch nachträglich das Urtheil verlesen, daß ihm wegen seiner gotteslästerlichen Reden die Zunge aus dem Halse gerissen und verbrannt, der Körper aber mit den Füßen und nebst einem Hunde an den Galgen aufgehängt werden solle! Dieses Urtheil wurde auch sogleich vollstreckt.

Mittlerweile waren wieder mehrere Mitglieder des großen Gaunerbundes den Gerichten in die Hände gefallen, und die Untersuchung schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Die Namhaftesten darunter waren Michael Kaiser, ein Brauer aus Wunstorf und der rothköpfige Unbekannte, der bei dem braunschweigischen Diebstahl mitgewirkt hatte, und Hofheneck, der Hauptanstifter des Hamburger Domeinbruchs, dessen eigentlicher Name Moses Orfenninf war. Von Braunschweig war Ersterer nach Süddeutsch-

land gegangen, hatte sich dort lange stehend und raubend herumgetrieben, war in Haft gerathen, wieder ausgebrochen und nach der Heimath geeilt. Aber die Gerichte spürten ihm hier schon lange nach, seine Anwesenheit wurde bald ruchbar und die ausgesandten Häscher fanden ihn in einem Mehlkasten versteckt.

Auch in Breslau waren gefährliche Gauner festgenommen worden, und darunter drei der berühmtesten aus Nickel List's Bande, nämlich der große Leopold, der Kesselpeter, und der dicke Martin Richter, genannt der Dukatenteufel. Hauptsächlich den Erstern wünschte die Commission in Celle zu haben, um durch seine Vernehmung der großen Untersuchung mehr Abrundung zu geben. Als aber das Requisitionsschreiben bei dem wohlweisen Rath von Breslau anlangte, hatte dieser den großen Leopold in übergroßem Eifer und zum großen Verdruß der Celler Commission schon gehenkt.

Die Ueberführung der noch nach und nach Eingebrachten hielt nicht lange auf, da die Haupträdel führer schon gefangen hatten, und die Untersuchung, die sich auf nahe an 100 Verbrecher und zahllose Missethaten erstreckte, wurde nach zweijähriger Dauer geschlossen. Die Meisten wurden ins Zuchthaus geschickt, und außer den sechs schon Hingerichteten nur noch acht zum Tode verurtheilt, wobei jedoch die ausgenommen sind, welche zwar zu List's Bande gehörten, aber in andern Städten Deutschlands verhaftet und gerichtet wurden. Diese acht waren Nickel List, Christian Müller, Michael Kaiser, Andreas Luci, Moses Hofheneck, Samuel Löbel, Alexander Saladin und Salomo David.

Die sechs zuerst Genannten wurden am 23. Mai 1699 gerichtet. Um eine Wiederholung des von Jonas Meyer gegebenen Aergernisses vorzubeugen, waren die beiden Juden noch besonders verwahrt und bedeutet worden, daß die Strafe, welche des Jonas Leichnam betroffen, bei einem ähnlichen Unterfangen an ihnen bei lebendigem Leibe vollstreckt würde, und der Scharfrichter erhielt Befehl, die nöthigen Werkzeuge bereit zu halten. Die Hinrichtungen gingen jedoch diesmal ohne Störung vor sich.

Nickel List war schon in Hof zum Feuertod verurtheilt, aber in Gelle wegen seines bereitwilligen Geständnisses dahin begnadigt, daß ihm der Körper mit eisernen Keulen von unten auf zerschmettert, der Kopf auf einen Pfahl gesteckt und die Leiche verbrannt werden sollte; dieselbe Strafe sollte Christian Müller erleiden, aber ohne Aufsteckung des Kopfes und Verbrennung der Leiche. Die vier Andern wurden gehenkt.

Auf dem Schaffot legte List noch eine öffentliche Beichte aller seiner Sünden ab, und erduldet seine fürchterliche Strafe mit großer Fassung. Auch die Uebrigen starben als reuige Sünder, die beiden Juden wiesen aber alle Befehrsversuche standhaft zurück.

Erst im nächsten Jahre wurden Alexander Saladin und Salomo David gehenkt.

Hatte auch die große Untersuchung nicht alle Schuldigen erfassen können, so war doch mit der Hinrichtung der Haupträdelsführer und der Einsperrung der vielen Andern die Wurzel des weitverzweigten Gaunerbundes ausgerottet, und den einzelnen Ausläufern desselben die beste Kraft entzogen. Die Sicherheit, deren sich Deutschland von nun an auf lange Jahre erfreute, hatte es lediglich dem kräftigen Durchgreifen und der unermüdlichen Thätigkeit der Lüneburger Regierung zu verdanken, die sich damit ein namhaftes Verdienst um das Vaterland erwarb.

J. Seybt.

durch eine rasche That zuvorzukommen. Er wartete, bis der Lord sich wieder zur Ruhe begeben hatte. Als dann ergriff er eins der Tischmesser, dasselbe, welches dem Mstr. Hobler so verächtlich vorgekommen war, schlich sich ins Zimmer und vollbrachte den Mord.

Gourvoisier endete am Galgen. Daß er durch die Lecture des bekannten Diebesromans Jac Shepheard von Winstworth seine Phantasie sollte vorbereitet haben, scheint ein leeres Gerücht, dem seine frühere Aufführung, die Thatsache und die Motive des Mordes widersprechen.

Nickel List und seine Gesellen.

1698 — 1700.

In Lüneburg, im Kloster Sanct-Michael, befand sich seit uralter Zeit die sogenannte guldene Tafel, ein Prachtstück alter Kunst, hochverehrt wegen ihres, doch zweifelhaften, Ursprungs und der beigelegten Reliquien zur katholischen Zeit und bis auf die ihrer Zerstörung auch unter der protestantischen Bevölkerung, ihres Alterthums, Kunstwerthes und des darauf verwandten Reichthums wegen, in hohen Ehren gehalten.

Die guldene Tafel war eine Platte, in der Mitte des Altars angebracht, 7 Fuß 7 Zoll lang und 3 Fuß 8 Zoll hoch, aus arabischem Goldblech, auf welchem, in 18 Feldern, Bilder aus der heiligen Geschichte künstlich eingetrieben waren. In den stark vergoldeten Fächern ringsum befanden sich die kostbarsten Reliquien, Monstranzen, Kelche, Messbücher. Sowol in diesen Gegenständen als im Bilde selbst waren die werthvollsten Edelgesteine eingelassen. Die Tafel ward nach mittelalterlicher Art durch zwei Flügelthüren, auf deren innern Seiten gleichfalls auf starkem Goldgrunde 20 Heiligenbilder gemalt und geschnitten waren, eingeschlossen. Die nähere

Schilderung, welche in den Beschreibungen aus jener Zeit viele Seiten eines Quartanten füllt, mögen wir hier übergehen. Die Wißbegierigen finden sie in dem berühmten Werke des M. Sigismund Hosmann, Confissorial- und Stadtpredigers in Celle: „Fürtreffliches Denk-Mahl der Göttlichen Regierung, Bewiesen an der uralten höchst-berühmten Antiquität des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, der in dem hohen Altar daselbst gestandenen Gildenen Tafel u. s. w.“ (der Titel umfaßt eine ganze Seite); ein Werk, welches, ein starker Quartant, seiner Zeit das größte Aufsehen erregte, und noch einige dreißig Jahre nach seinem Erscheinen, zum sechsten Male aufs Neue aufgelegt werden mußte. Zu Ehren der beraubten Tafel gibt es in unübertroffener Weiterschweifigkeit die Proceßgeschichte ihrer Räuber; für Theologen und Juristen jener Zeit von gleicher Wichtigkeit, da es im Sinne jener gegen die Juden, als Hauptbetheiligte beim Raube, eifert, für die Rechtsgelehrten die Wohlthat der Folter gegen einige Neuerungsflüchtige mit voller Wärme vertheidigt und zugleich die genaueste Beschreibung aller Spießgesellen der weitverzweigten Gaunerverbindung liefert, von denen mehre der Captur und dem Blutgericht damals entrannen und noch viele Jahre nachher in Deutschland ihr Wesen trieben. Auch jetzt wird dieses Buch als Rarität gesucht, vorzüglich wegen des angehängten Werckchens von demselben Verfasser, unter dem sonderbaren Titel: „Das schwer zu bekehrende Judenherz.“

Der Ursprung der Tafel war nicht mit historischer Gewisheit zu ermitteln. Die Sage nennt es eine Motivtafel Kaiser Otto's II., der dies reiche Prachtstück aus dem Golde fertigen ließ, welches er nach einer in Italien gegen die Sarazenen gewonnenen Schlacht den Ungläu-

bigen abgenommen. Andere wollten es erst Heinrich dem Löwen zuschreiben. Wie dem sei, sein Ruf war von Alters her groß. Eine andere Sage läßt eine ungenannte Königin von England dermaßen nach dem heiligen Golde begierig sein und nicht eher ruhen, als bis sie einen Theil davon erhielt, der in ihre Königskrone eingeschmolzen ward. Aber das Gold, welches für kein irdisches Haupt bestimmt war, brannte ihre Stirn dermaßen, daß sie fast rasend wurde und aufs Neue keine Ruhe fand, als bis sie es herausnehmen lassen, und zur Buße für ihr frevelndes Gelüste davon und von noch viel mehr echtem Golde zwei Armlenichter schmieden lassen, welche sie der Lüneburger Kirche verehrte. Aber auch nicht königliche Häupter hatten nach dem Golde Gelüste getragen, und etwa schon ein Jahrhundert vor dem Falle, von welchem wir berichten, war ein schlauer Dieb in die Kirche eingeschlichen und hatte einen Theil der Goldplatte abgerissen, sodaß eine Reparatur nöthig geworden, wobei aber schwächeres Gold als das alte arabische verwendet sein soll.

Die goldene Tafel war Lüneburgs Schatz, wie es die goldene Bulle für Frankfurt war. Von allen Seiten strömten die Fremden herbei, um den wunderbaren Schrein sich aufschließen zu lassen, welcher das älteste Kunsidocument des ganzen Herzogthums bewahrte. Am Sonntag Esto mihi, den 6. März 1698, waren die Flügel noch geöffnet gewesen und die Andächtigen hatten es von fern hinter dem Eisengitter gesehen. Am Mittwoch, den 9., als der Küster einige Fremde, welche die Tafel sehen wollten, in die Kirche führte, wollte das Schloß der äußern Flügel nicht schließen, und als er es endlich mit Gewalt eröffnete, fiel ihm etwas entgegen. Die innern Flügel waren zu seinem noch größern Schreck nicht ver-

schlossen, und als er sie aufriß, fand er die vollkommene Bestätigung seiner Furcht.

Die goldene Tafel war zerstört und so gut wie geraubt. Das Gold war fast ganz abgerissen, die Edelsteine ausgebrochen, besonders ein großer, kostbarer, in Silber gefaßter Dnyrstein. Von den Kelchen und Kostbarkeiten in den Fächern fehlte das Meiste.

Die Bestürzung in ganz Lüneburg war unaussprechlich. Die Stadt war ihrer „sonderbaren Zierde“ beraubt, eines Schatzes, an den selbst in den schweren Kriegzeiten nie eine frevlerische Hand sich gewagt. Die „nie erhörte Verwegenheit solcher gewissenlosen Räuber“ brachte sowol die Lüneburger, als auch die herzogliche Regierung in Gelle, wohin noch am selben Tage der Director des Klosters Sanct-Michael, Geheimrath Grote und der „Herr Ausreiter“ Werner von Meding davon Meldung gethan, außer sich („sie sind fast entsetzt worden davor“). Aber auch abgesehen von dem Werthe und der Heiligkeit des beraubten Schatzes, erregte die Art, wie Diebe es möglich gemacht, in einer wohlgehiteten Stadt in die festverschlossene Kirche einzubrechen, ohne Entdeckung das schwierige Geschäft zu Ende zu bringen und darauf zu verschwinden, ohne daß man die geringsten Spuren auffinden konnte, allgemeines Entsetzen. Wenn das einem Gotteshause begegnet war, welcher Schutz blieb dem Einzelnen; wenn in Städten mit Wachthäusern und Mauern das geschehen, welches Schloß verwahrte das Eigenthum der Bewohner des flachen Landes? Wenn die Diebe wie unsichtbare Geister in der bevölkerten, gewerblichen Stadt gewaltet und wieder verschwunden waren, welche Macht stand ihnen anderwärts zu Gebote, wo Feld und Wald oder der öde Kreuzweg sie sofort aufnahmen?

Die Angst war nicht unbegründet. Um dieselbe Zeit verlautete es von allen Seiten her von großen Diebstählen und Einbrüchen, welche im Lüneburgischen, Hannoverschen, im Braunschweigischen, ja im ganzen Deutschland mit derselben Fertigkeit und Heimlichkeit ausgeführt waren. Die Diebe waren in die allerfestesten Gewölbe und in mit den stärksten eisernen Riegeln und Stangen verwahrte Keller gedrungen; sowol in Privathäuser als in Kirchen und Gotteshäuser. Die Zahl der letztern, die auf diese Weise um ihr Aerar, ihre Kirchengeräthe und die darin verwahrten Armenstöcke gekommen, war auch nach den beglaubigten Nachrichten — denn das Gerücht vergrößerte gewiß noch — unverhältnißmäßig groß. Auch der Umstand, daß bei diesen zahllosen Einbrüchen, die nur mit Beihülfe vieler Thäter und mit vieler Arbeit und Geräusch begangen sein konnten, die Entdeckung immer erst einige Zeit nachher erfolgte und keiner der Räuber beim Einbruch betroffen worden, mußte zu jener Zeit die Furcht vor einer unheimlichen Macht erregen, der Niemand mit gewöhnlichen Kräften widerstehen könne. Während es daher zur großen Wahrscheinlichkeit erhoben wurde, daß eine ganze Bande von Bösewichtern sich zusammengerottet, um diese bedeutenden Diebstähle auszuführen, entstand auch schon der dunkle Glaube, daß Einzelne darunter mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet seien. Die Polizei in dem zersplitterten, unter sich eifersüchtigen Deutschland war dazumal schwach; wenn sie schon nicht in großen Städten vor offenbarer Gewalt schützen konnte, wie vor Einflüssen unsichtbarer Mächte!

Indessen hatte die Furcht das Gute, daß sie zu allgemeiner und außergewöhnlicher Thätigkeit anspornte. Wenn wir diese Geschichten in unsere Criminalfälle um des-

willen aufnehmen, weil sie uns ein anschauliches Bild von Art und Sein des weitverzweigten Gaunerwesens und Diebesgezüchts in Deutschland um jene Zeit gewähren, so schließen wir um deshalb nicht unsere Augen, wo uns seitab dabei Blicke auf andere Zustände, als die der Gauner und Diebe in unserm damaligen Vaterlande vergönnt sind. Es konnte für Abenteurer, Vagabunden und Strauchdiebe kein gesegneteres Land geben als das in viele hundert Fürstenthümer, Stifte, freie Herrschaften und Städte getheilte Deutschland, wo drei Schritte den Verfolgten in das Gebiet eines andern Herrn versetzten, und bei deren neidischen Abgunst und der kleinlichen Furcht sich etwas zu vergeben, sowie dem Wust von Ceremoniell, welches bei jeder Communication die Angelegenheit verzögerte, die Verfolgung überaus schwer wurde. Zeitungen in unserm Sinne gab es nicht, und die Steckbriefe gingen auf diplomatischem Wege, als höfliche Ansuchen vom Einen zum Andern. Der Witz der Diebe wußte aber diese schwerfällige Procedur weit zu überflügeln, und sie, denen gewisse Zeitungen, nur nicht gedruckte, weit früher zugingen, als den Landesobrigkeiten, konnten in der Regel sich leicht salviren, bevor das Requisitionsschreiben gehörig abgefaßt, eingehändigt, darüber beschlossen und darauf respondirt war. Eine Bande, welche dem Vermuthen nach über ganz Deutschland verbreitet war, policeilich und criminalistisch durch alle Länder und Städte zu verfolgen, die vielleicht jede ihre Privatobservanzen und ihren verschiedenen Gerichtsgebrauch hatten, konnte an Unmöglichkeit grenzen, sofern nicht Kaiser und Reich als solche vermittelnd sich der Sache annahmen. Hier indessen, da das Feuer einem Jeden auf den Nägeln zu brennen schien, machte sich eine rühmliche Ausnahme. Die vielen Kirchendiebstähle hatten überall das schlum-

mernde Rechtsbewußtsein erweckt, welches in Deutschland sich so gern mit der Form begnügte. Man rüttelte sich in Lüneburg, die Regierung in Celle nahm die Sache auf sich; man fand in Hamburg, Lübeck, Hannover, in Brandenburg und Sachsen, in Franken, Thüringen, ja auch in Schlessien denselben Eifer und die bereiteste Hülfe (mit der Ausnahme, daß Jeder lieber selbst judicirt hätte, als Handlung und Object den Andern gönnen), die gefährlichen Bösewichter aufzuspüren, zu jagen und zu fangen; und durch Sendschreiben an alle mögliche Gerichte, durch Commissarien, ausgesandt, die in den Gefängnissen befindlichen Vagabunden persönlich in Augenschein zu nehmen, und Zeugen, die, um Identitäten zu bekunden, von weit her beschieden und requirirt worden, wurde schon binnen Jahresfrist eine der gefährlichsten Raubverbindungen, die seit dem Faustrecht in Deutschland existirt, ermittelt und zur Rechenschaft und Strafe gezogen. Dieses Resultat verdankten die deutschen Länder dem Eifer der Stadt Lüneburg und der celle'schen Regierung; der unmittelbare Grund aber war die Verraubung der goldenen Tafel. Diebstähle und Einbrüche von größerer Verwegenheit und bedeutenderm Schaden, wenn sie Einzelne, auch Fürsten oder Staaten betroffen, wurden als Particularangelegenheit nach wie vor betrachtet worden sein und hätten nicht das allgemeine Mitgefühl zur Thätigkeit aufgerufen, wie es der Raub an diesem weltberühmten uralten Kirchenschatze that.

Da man darüber im Klaren schien, daß hier von keinem einheimischen Diebstahl die Rede sein konnte, sondern daß auswärtige Kunstgenossen das unbegreifliche Werk vollbracht, ergingen Requisitionsschreiben an die Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, Wismar, Rostock, Stralsund und Altona, unter Beifügung von Specifica-

tionen der geraubten Stücke, mit dem Ersuchen, die dortigen Goldschmiede, Juweliere und Juden, für den Fall, daß etwas davon ihnen zum Kauf angetragen würde, zur Festnahme und Anzeige zu verpflichten. Zugleich wurden aber in der Stadt und deren Gasthäusern die genauesten Nachforschungen nach den Fremden angestellt, welche vom Sonntag *Esto mihi* bis Mittwoch daselbst verweilt hätten.

Hier entdeckte man bald eine sehr verdächtige Spur. In der harburger Herberge sowol als in Friß Schwankens Hause waren unbekannte Fremde eingekehrt, welche sich 3 bis 4 Wochen in Lüneburg aufgehalten, ohne daß man wußte, was ihr Geschäft gewesen. Es ermittelte sich, daß beide Gesellschaften zu einander gehörten. Die in der harburger Herberge waren die Knechte des Fremden, welcher bei Schwanke eingekehrt war und Doctor genannt wurde. Seinen Namen hatte der Wirth nicht erfahren, auch sich darum nicht gekümmert, da sein Sohn Christian Schwanke, mit ihm und den Seinen angeblich aus Halle zurückkehrend, denselben bei ihm eingeführt hatte. Dieser Christian Schwanke war ein Seefahrer, der in Harburg wohnte, wenn er nicht in See war, und einen „Saal“ daselbst hielt. Er war mit einer getauften Jüdin aus Hamburg verheirathet und hatte sowol diese als deren Schwester, verheirathet an einen Weinändler Jörgen von Sien in Hamburg, mit ins älterliche Haus gebracht.

Der angebliche Doctor, die vornehmste unter allen diesen Personen, war ein Mann von mittelmäßiger Statur, von etwa 40 bis 50 Jahren, der zwei Perrücken, eine kurze und eine sehr lange braune gehabt, bald einen rothbraunen, bald einen blauen Rock getragen und sich dazu noch einen bräunlichen in Lüneburg hatte machen

lassen. Er war fast immer zu Hause geblieben, hatte nie die Kirche besucht und fast allein sich mit Lesen beschäftigt. Umgang hatte er nur mit seinen Haus- und Reisegenossen und seinem Knechte aus der harburger Herberge, der dann und wann Geld zum Futter für die Pferde holte. Doch hatte er auch für seine Bekannten Recepte verschrieben. Er lebte sehr einfach, acht Tage lang von einem Braten und einem Paar Eiern, die er sich bereiten lassen, um in seinen Studien nicht gestört zu werden. Desto splendider hatte sich die Frau von Sien, eine kleine hübsche Dame von feinen Sitten, die von ihrem Manne getrennt lebte, betragen. Sie hatte sich von geschmolzenem Golde und Edelsteinen von einem Goldschmied Ringe und Ohrgehänge machen lassen, einen silbernen Knopf auf den Stock des Doctors, mit dem sie sehr vertraut schien, und der Tochter des alten Schwanke einen Ring mit sieben Steinen als Geschenk verehrt.

Alle diese Personen aus Frigens und der harburger Herberge waren, in Begleitung Christian Schwankens und seiner Frau, am Montag früh, den 7., also am Tage nach dem Sonntage, wo man die goldene Tafel zum letzten Male gesehen, aus Lüneburg mit einem Fuhrmann nach Hamburg fortgefahren. Sie hatten drei Koffer und Läden, die zum Theil sehr schwer waren. Der Verdacht, den ihr langer Aufenthalt, ohne bekannten Zweck, und ihr plötzliches Verschwinden erregt, wurde noch durch andere Ermittlungen verstärkt. Der Knecht aus der harburger Herberge hatte sich bei einem Kleinschmied verschiedene seltsame Geräthschaften, darunter eins wie ein feines Brecheisen, fertigen lassen. In der harburger Herberge hatten zwei junge Kerle gelegen, der eine mit seinem Weibe. Ihre Aufführung war der Wirthin von vorn herein verdächtig vorgekommen. Die Frau

hatte bei der Ankunft gefragt: ob hier eine goldene Tafel wäre? Am Sonntag Abend hatten die Männer sich statt des gewöhnlichen einen Lichtes zwei Lichter ausgebeten, weil die Frau krank sei, am folgenden Montag sei sie aber frisch und wohl aufgewesen und so abgereiset. Endlich fand die Wirthin unter den zurückgelassenen Lumpen ein Stück dünn geschlagenes Goldblech. Bei der Untersuchung ergab sich, daß es von demselben Schnitt und Goldwerth mit einigen der abgeschnittenen Stücke war, welche die Diebe auf dem Altar zurückgelassen hatten.

Das Anzeichen war gewichtig. Zugleich erfuhr man durch den Fuhrmann, daß die verdächtige Gesellschaft von ihm nach der Elbe in der Nähe von Bergedorf gefahren worden, wo Andere zu Pferde ihrer warteten, und sie sich zusammen übersetzen ließen auf dem Wege nach Hamburg. Christian Schwanke war durch dies Zusammenhalten mit den muthmaßlichen Dieben so verdächtig, daß durch Requisition des hamburgers Magistrats mit seiner Verhaftung daselbst vorgeschritten wurde, um durch ihn zuvörderst Nachricht über die unbekannten Fremden zu erhalten. Er stellte sich sehr unschuldig, wollte mit dem ihm dem Namen nach unbekannten Doctor nur von ungefähr zusammengekommen und wieder aus Lüneburg abgereist sein, sich auch schon vor Hamburg von ihm getrennt haben. Von den Koffern wußte er nichts, wurde aber sowol durch Zeugen mehrerer Unwahrheiten überführt, als er auch selbst in Widersprüche gerieth. Ebenso widersprach sich seine Frau, die, im Gegensatz zur Angabe ihres Mannes, nicht einmal Wort haben wollte, daß auch ihre Schwester, die Frau von Sien, mit ihnen nach Hamburg gekommen sei.

Ein neues schweres Gewicht gegen ihn lieferte aber ein Koffer, den der Bierführer Blott dem Gerichte nach-

wies. Christian Schwanke hatte denselben etwa acht Tage nach dem lüneburger Diebstahl heimlich in Blott's Haus geschafft, mit der Bitte, ihn wohl zu verwahren, er gehöre seiner Schwägerin, der von Sien.

In demselben fanden sich so viele Kostbarkeiten, als zusammengebozene silberne Löffel, Armbänder mit Diamanten, geschmolzen Gold, große und kleine Perlen, 33 geschliffene Diamanten, mehre Säcke mit über 500 Ducaten, andere mit Kronenthalern, welche insgesammt und in diesen Händen nur zu sehr den Verdacht rechtfertigten, daß es gestohlen Gut sei. Ein damascener Säbel mit vergoldeter Scheide führte später zur Entdeckung eines andern großen Diebstahls. Die Perlen erkannte man für diejenigen, welche aus den Missalen an der lüneburger Tafel losgebrochen waren.

Schwanke hatte keine andere Ausrede, als daß er von dem Inhalt des Koffers nichts wisse, daß er denselben nur aus Gefälligkeit gegen seine Schwägerin, die Frau von Sien, bei Blott zur Aufbewahrung gegeben, und daß es zu ihrem Besten geschehen sei, weil sie ihr Eignes vor ihrem liederlichen Manne hüten müsse.

Diese verdächtige Schwägerin, auf die allerdings der stärkste Verdacht zurückfiel, war nicht aufzutreiben; der gegen Schwanke und seine Frau war indessen stark genug, daß der hamburger Rath dem Antrage der celschen Regierung willfahrte und Beide zur weitem Untersuchung an dieselbe auslieferte.

Inzwischen fand man in Hamburg auch schon die Spuren einiger andern Personen, welche zu der verdächtigen Gesellschaft gehört hatten. Zwei Männer und zwei Frauen waren auf dem Mühlenhofe eingekehrt, wo sie fleißigen Umgang mit den Juden gepflogen. Der Eine, wahrscheinlich der Doctor, hatte darauf einen Koffer in

das Wirthshaus zum Engel bringen lassen, wo der Knecht, der ihn dahin gebracht, seinen Herrn für einen Sächsischen von Adel ausgab. Herr und Diener waren aber am 14. März mit Zurücklassung des Koffers und der Pferde mit der Post nach Lübeck gefahren. Als der Diener, in einem gelben Kleide und langer Perrücke, zurückkam, die Sachen abzuholen, waren sie inzwischen mit Beschlag belegt worden, da die Pferde nach der Beschreibung dieselben waren, welche in Lüneburg in der hamburger Herberge gestanden. Man versäumte aber den günstigen Augenblick, den Diener festzuhalten, und Bei der Spur ging einstweilen verloren, da auch der Koffer, mit gewöhnlichen Kleidungsstücken gefüllt, keine weitem Nachweise gab. Nur so viel erfuhr man durch Aussagen eines Juden bei Lübeck, daß Herr und Diener, jener von kurzer, dieser von langer Statur, verschiedene werthvolle Sachen ihm zum Schacher angeboten und darauf in Gesellschaft einer hübschen kleinen Frau von kurzer Statur ins Mecklenburgische gefahren seien, mit dem Vorgeben, daß Berlin das Ziel ihrer Reise sei. Unterweges hatten sich noch mehre Kerle, zu Pferde, zu ihnen eingefunden, mit denen sie streckenweis zusammen hielten, sich viel besprachen, aber immer zu verschiedener Zeit in den Herbergen einkehrten. Sie trugen Perrücken und Hüte, die sie oft wechselten. Die kleine hübsche Frau war ohne Zweifel die sehr verdächtige Frau von Sien, der Herr der unbekannte Doctor, welcher bald unter einem andern Namen unsern Lesern bekannt werden wird, und der lange Diener, welcher auch als Jäger erscheint, ein Mann, welcher, mit in der hamburger Herberge in Lüneburg anwesend, als Moritz Richter in dieser Geschichte auftritt.

Noch ein dritter Koffer wurde in Hamburg einge-

liefert. Auch dieser enthielt keine gestohlenen Sachen, aber den Rock des andern Mannes, welcher nebst des Doctors Diener in der harburger Herberge gewohnt. Durch den Schneider, bei welchem er deponirt worden, erfuhr man, daß der Besitzer Lorenz Schöne heiße, von Geburt aus dem Zerbstischen, und nachdem er sich viel in der Welt und unter den Juden umhergetrieben, jüngst unter dem Titel eines Cornets bei ihm eingesprochen sei, um mit Hinterlassung des alten Rockes im Koffer sich ein neues Kleid, das er ihm fertigen müssen, abzuholen. Der Cornet selbst war verschwunden. Nach der Aussage des vorigen Juden durfte man aber annehmen, daß er unter des Doctors Begleitern im Mecklenburgischen war, da einer derselben von den Andern Cornet genannt wurde.

Ganz unerwartet kam noch eine Anzeige durch einen Brief an den Bürgermeister von Lüneburg, der, mit einer falschen Unterschrift und Ortsangabe (Gottlieb Schnorbus in Altona) auf den Zusammenhang einiges Licht warf und einen neuen Namen nannte. Nachdem verschiedene Kerle, von denen es hieß, sie wären Alle „grausame Nachtdiebe und Kirchenräuber, die Alles, was redliche Leute verloren haben, es sei bei Tage oder bei Nacht, geraubet,“ specificirt, hieß es darin: Der Dieb, den man von Hamburg abholt, kenne sie Alle und sei selbst beim Raube der goldenen Tafel zugegen gewesen. Seiner Frauen Schwester, die von ihrem rechten Manne getrennt lebe, und davon den Namen die Simse führe, ziehe als Kebsweib mit einem der Nachtdiebe im Lande um, der Nickel heiße. Nickel habe auch einen Jäger bei sich, einen langen Kerl und schmal von Leibe. Nickel selbst, in einem Pelz vom feinsten couleur de café, habe den Lüneburger Einbruch vollbracht. Wiewol der

Schreiber am Schluß versicherte, er mache diese Anzeige nur aus christlicher Liebe, so hatte man doch Grund, zu vermuthen, daß die Denunciation von einem neidischen Spießgesellen aus dem Gezücht herrühre.

Das Gericht in Celle war also vorläufig auf Das verwiesen, was es aus Schwanke und seiner Frau herausbringe. Das Resultat war aber nicht mehr, als daß Beide durch Widersprüche untereinander und Jeder für sich, wenn das möglich war, sich noch verdächtiger machten. Schwanke wollte auch noch jetzt von dem Doctor oder Nickel nicht mehr wissen, als daß er zufällig auf der Reise nach Lüneburg mit ihm zusammengetroffen sei und ihn dahin begleitet habe. Er habe ihn später in Hamburg weder wiedergesehen, noch Sachen von ihm erhalten. Den Koffer habe er nur deshalb zu Gunsten seiner Schwägerin, der Frau von Sien, heimlich in Verwahrung gegeben, damit ihre Effecten vor ihrem Taugenichts von Mann, dem ehemaligen Weinhändler von Sien, gesichert wären, welcher, bankrott, sie verlassen und in Holland oder sonst wo sein Unterkommen suche, aber wenn er Geld bei seiner Frau merke, sich gern wieder melde. Doch mußte er bekennen, daß, wenn die angegebenen Effecten sich wirklich in dem Koffer befunden und seine Schwägerin darum gewußt, dies ein böses Licht auf sie werfe. Auch erhellte aus den Aussagen beider Eheleute, daß die Sien auf der Reise in einem sehr vertraulichen Verhältnisse mit dem Doctor gestanden habe.

Bald indessen traten noch mehr Personen als in die Sache verwickelt auf. Die Frau sprach von einem Regimentsquartiermeister Gideon Peermann, einem angeblichen Better ihres Mannes, bei welchem derselbe in Bunsdorf, wo dieser wohnte, während seiner Abwesenheiten von Hamburg sich öfters und auf längere Zeit

aufgehalten habe. Schwanke räumte dies auch ein, ohne über dieses Verwandtschaftsverhältniß oder den Grund seines dortigen Aufenthalts genügende Rechenschaft zu geben. Ehe man jedoch zur Vernehmung dieses vornehmern Mannes schritt, wurden von auswärts noch andere bedenkliche Anzeichen gegen Schwanke nach Celle vermeldet. In dem Orte Blumenau, wo er 14 Tage lang sich bei dem Wirth Otto Müller, unter seinem Namen zwar, aber als ein holländischer Schiffscapitain, einige Monate früher aufgehalten, war er nur mit äußerst berühmten Leuten, und unter diesen vorzugsweise mit dem Juden Jonas Meyer umgegangen, der wegen Diebeshehlerei vielfach berühmter war. Nachdem er mit einem Fremden und dessen Frau, sowie zwei Dienern des Erstern von da nach Hannover zu gereist, seien mehre beträchtliche Diebstähle in der Gegend ruchbar geworden, die, allem Vermuthen nach, von ihm und den Andern ausgeführt waren.

Eine specielle Mittheilung erregte aber ganz besondere Aufmerksamkeit. Im Dorfe Luthe in der Nähe von Blumenau kam, etwa sieben Wochen vor dem 9. März, der Jude Jonas Meyer aus Bunsdorf mit einem Fremden vor das Haus des dortigen Grobschmieds, um sich die Pferde beschlagen zu lassen. Der Schmied fand aber keinen Mangel an den Eisen, und hielt es auch nicht der Mühe werth, um ein Paar Nägel willen Feuer anzumachen. Als die Fremden daher aus dem Krüge zurückkehrten, ließ er sich verleugnen und sie ritten mit der Hinterlassung fort, morgen wieder vorzusprechen. Tags darauf fand sich zwar der eine Fremde ein, statt des Juden Meyer aber der Gardereiter Christoph Pante; Beide zu Fuß. Der Fremde in stattlicher Kleidung, in dunklem Camisol mit silbernen Schnüren an den Händen und rothen

Sammethosen, gab sich für einen Goldschmied von Hamburg aus. Pante bat den Schmied, seinem Kameraden einige Kohlen für Geld in der Schmiede zu überlassen, da ihm derselbe ein Paar Ringe und Knöpfe für seine Liebste machen wolle. Er wäre aber mit seiner Kunst sehr heimlich, müsse daher ganz allein gelassen werden. Der Grobschmied willigte ein, der angebliche Goldschmied ging in die Schmiede, machte die Thür fest hinter sich zu, und Jener hörte nun nichts als sehr heftige Schläge auf den Ambos, wie man Eisen, aber nicht Gold und Silber behandelt. Auch fand er nachher seinen scharfen Bieter, mit dem das Eisen gespalten wird, ganz stumpf und breit geschlagen. Pante trank während dessen in der Stube bei dem Grobschmied Branntwein und hielt ihn ab, hinauszugehen, unter dem Vorgeben, der Goldschmied möchte böse Augen machen, wenn er ihn belauschen wolle. Der Reiter Pante selbst ging wol einmal hinaus, kehrte aber wieder mit den Worten: „Der Schelm hat die Schmiede so fest zugemacht, daß Niemand hinein kann.“ Nach einer Stunde kam der Fremde ganz erhitzt heraus, trocknete den Schweiß und zog seinen Rock wieder an, indem er sagte: Es wäre wol für sechs Groschen ins Feuer gegangen. Beide nahmen dann Abschied, wollten am andern Tage wiederansprechen, hielten aber nicht Wort.

Des Wirthes Otto Müller Dienstmädchen aber sagte aus, daß Schwanke in jener Zeit, wo er in Blumenau gewohnt, eines Tages zu Fuße mit dem Gardereiter Pante nach Luthe gegangen sei. Also war der fremde Goldschmied in der Grobschmiede zu Luthe kein Anderer als Schwanke. Er leugnete es zwar, mußte es jedoch bald eingestehen. Mit dem Gardereiter Pante deshalb confrontirt, verwickelten sich Beide in Widersprüche, indem

Einer den Andern zwingen wollte, seiner eigenen Angabe über den Vorfall als der rechten beizustimmen, wobei nach keiner von beiden etwas herausgekommen wäre, da Schwanke behauptete, Pante habe ihm einen Ring und Knöpfe gegeben, um sie zum Verkauf zusammenzuschmelzen, Pante aber, der Schwanke habe für sich Gallonen und Silber auf eine besondere Manier ausbrennen wollen. Der wahre Zweck des Schmiedeabenteuers in Lütke kam damals nicht zu Tage.

Zeit wichtiger waren die Nachrichten von der großen Gesellschaft unbekannter Fremden, welche sich mit Schwancken um jene Zeit in Blumenau versammelt und von dort nach Hannover gereist waren. Während ihrer Anwesenheit war Pante, der Jude Jonas Meyer aus Bunsdorf und auch der Regimentsquartiermeister Peermann von daher oft Tage lang bei ihnen; Jonas Meyer wurde mehrmals geholt und in Peermann's Wagen fuhren sie nach Hannover. Der Wirth in den drei Kronen in letzterer Stadt kannte von Ansehen die Gesellschaft auf das Genaueste, da sie mehrere Male bei ihm eingekehrt waren, und hier taucht wieder ein neuer Name auf, unter dem sich aber nur ein alter Bekannter verbirgt.

Ein Herr von Mosel, ein Edelmann aus Sachsen, nebst seiner Gattin, einer Holsteinischen von Adel, war das glänzende Haupt dieser Gesellschaft. Ein Mann von mittlern Jahren und mittelmäßiger Größe, der einen feinen braunen Oberrock, mit Rauchwerk unterfüttert, trug. Seine Gemahlin war von kleiner Statur, aber von schönem Gesichte; schwarze blinkende Augen und die zarresten Glieder. Sie trug einen langen schwedischen, mit Rauchwerk gefütterten Rock. Der Jäger, ein feiner langer Kerl, in grauem Rock und grünen Aufschlägen, einen Hirschfänger um die Hüften, aß an einem beson-

dern Tische. Zwei andere Männer, welche der Wirth auch für Diener gehalten, speisten aber zu seiner Verwunderung an der Tafel ihres Herrn. Die ältliche Dienerin erklärte ihm zwar, der Eine sei ein gewesener Offizier, der Andere ein Kaufmann aus Hamburg und der gnädigen Frau verwandt; dem Wirth dünkete es aber seltsam, daß eine Holsteinische von Adel mit einem hamburger Kaufmann, der gelegentlich Schwanke genannt wurde, verwandt sein solle. Auch die ältliche Dienerin wollte die Witwe eines Offiziers sein. Der Jäger tafelte übrigens so herrlich, wie seine Herrschaft; er ließ sich Sekt, Franzbranntwein und über Fisch sogar Franzwein geben; ja er hielt auch noch einen armen Schlucker frei, welcher nach Art jener Zeit in Arrest im Wirthshause lag. An Herrn von Mosel's Tafel ging es hoch her. Die Dienerin bestellte die Gerichte voraus, wobei der calecutische Hahn nicht fehlen durfte, weil die Herrschaft es so gewohnt sei. Der Wein floss in Strömen und der Regimentsquartiermeister Peermann, der eines Mittags auf das freundlichste mit ihnen gespeist, mußte nachher, als ganz berauscht, in seinen Wagen gehoben werden. Der Wirth war übrigens seiner Sache gewiß; denn als die Herrschaften auf kurze Zeit verreist waren und nur die Dienerin zurückgelassen hatten, verwunderte er sich zwar, als er sie im Bette ihrer Herrschaft schlafend traf, fand aber den Grund vollkommen genügend, als er mit dem Fuße unter dem Bette auf einen Sack stieß, der voll Silberzeug klirrte. Die Dienerin benachrichtigte ihn, daß dies die Erbschaft der gnädigen Frau sei, welche die Herrschaften aus Holstein abgeholt hätten.

So glaubte man mit ziemlicher Gewißheit außer der schon bekannten Person Schwanke's (Kaufmann aus Hamburg), in dem Jäger den Moriz Richter, in dem Offizier

den sogenannten Cornet Lorenz Schön, in der gnädigen Frau aus Holstein die Frau von Sien, in dem reichen Herrn von Mosel aber den Doctor oder Nickel zu erkennen.

Alle mehr als verdächtige Subjecte. Aber in dieser Gesellschaft war ein Mann erschienen, von Stande und Ansehen, auf dessen klangvollem Namen kein Makel hastete, der hochfürstliche Regimentsquartiermeister Gideon Johann Heinrich Peermann. Aus einer geachteten Familie im Lande, Sohn eines Generalleutenants, hatte er in seiner Jugend als Page am Hofe einer großen Fürstin gelebt, darauf 33 Jahre mit Ehren im Kriege gedient als Cornet, Lieutenant, zuletzt als Regimentsquartiermeister. Erst seit vier Jahren hatte er sich in Wunstorf angekauft und verheirathet. Er bewirthschaftete sein Gut und beherbergte nur dann und wann einzelne bekannte Reisende. Allein sein Umgang mit den Juden und namentlich mit dem berühmten Jonas Meyer konnte ihn in Wunstorf verdächtigen.

Die Zuziehung eines solchen Mannes in einen Criminalproceß durfte nur mit aller Vorsicht geschehen, und dies Verfahren rechtfertigte sich durch den Erfolg. Peermann erschien in Celle, unter anständiger militairischer Begleitung, und ebenso ward seine Haft in einem der vornehmen Wirthshäuser bestellt. Ein stattlicher Mann, mit militairisch offenem Wesen und sicherem Blicke, zeigte er ebenso viel Unbefangenheit als Klugheit und Erfahrung. Er schien der frömmste und ehrlichste Mann, in der Schrift wohlbewandert und sein Mund floss gelegentlich von Sprüchen über, daß wahren Christen auch Leiden zu ihrer Läuterung aufgegeben und nothwendig seien. Er war entrüstet über den Verdacht, aber zuweilen stahl sich auch eine Thräne über seine Wangen, er faltete die

Hände, senkte sich auf seine Knie, blickte gen Himmel auf und seufzte mit der höchsten Inbrunst.

Seine Richter und später auch seinen geistlichen Tröster setzte er indessen oft durch seinen Redefluß und seine abspringende Art im Erzählen in Verwirrung. Mit überlegener Geistesbildung bemächtigte er sich, statt auf die bestimmten Fragen zu antworten, des Wortes, und statt geführt zu werden, wohin die Richter wollten, führte er sie dahin, wohin er wollte. So Alles untereinander mengend, führte er die Gerichtspersonen bei jedem Verhöre unvermerkt von dem Ziele ab, auf das sie steuerten. Hosmann sagt von ihm nicht ohne Laune: „Von Hamburg fing er an, bald aber war er in Wunstorf, und ehe man sich's versah, stand er bei Neuhausel in Ungarn; aber auch von dannen sprang er im Augenblick über nach dem Rhein und ferner nach Brüssel in Brabant; und wenn's möglich gewesen, hätte er die Gedanken mit sich geschleppt nach Nova Zembla, und von daraus ganz unvermuthet nach Paraguay, Chile und dem Freto Magellanico, ja gar in das jenseits dieser Seeenge gelegene Feuerland hinein.“ Ward man ungeduldig, so beschwor er um Alles, was Gott uns zu Gute gethan und sein Sohn für uns geduldet, ihm zuzuhören, und ließ sich auch durch den geistlichen Zuspruch nicht davon abbringen, den Namen Gottes, mit tausenden von Verwünschungen anzurufen, falls er die Unwahrheit rede.

Seine Bekanntschaft mit der verdächtigen Gesellschaft leugnete er nicht; aber sie sei von der unschuldigsten Art seinerseits geblieben. Die Frau von Sien hatte er durch den Jonas Meyer kennen gelernt, welcher ihn einst gebeten, sie bei einer Reise nach Halle in seinem Hause aufzunehmen. Bei dieser Gelegenheit hatte er gesprächsweise von der liebenswürdigen Frau erfahren, daß sie in

Sachsen einen gemeinschaftlichen Verwandten, Namens Tauchwitz, hätten. Von da ab hätten sie sich Better und Muhme genannt. Später kam die Sien mit dem Herrn von Mosel in sein Haus, und er spürte ebenso wenig Verus, die anmuthige Dame über den Grund ihres Verhältnisses mit dem reichen Cavalier auszufragen, und ob sie sich wirklich heirathen wollten, als Anlaß, zu untersuchen, weshalb der Edelmann zuweilen Doctor genannt wurde? Ihren Einladungen nach Hannover war er fast nur wider Willen gefolgt und ebenso unfreiwillig seinerseits hatten sie ihm den Rausch bei der Tafel beigebracht. Die Sien hatte, so oft sie bei ihm war, in einem Reisefacke einen großen silbernen Becher, eine silberne Schale, eine silberne Puderschachtel und eine mit Silber beschlagene Bürste; dies möchte also wol der verdächtige Silbersack sein. Er hatte daher keinen Grund, an der Ehrlichkeit der schönen Dame zu zweifeln.

Schwanke hatte er sowol bei sich in Wunstorf, als in Blumenau und in den drei Kronen in Hannover in vertraulichem Verkehr mit dem Herrn von Mosel gesehen, ohne Arges deshalb zu vermuthen. Er hatte öfters mit dem Edelmann eine Pfeife geraucht und auch bei dem luxuriösen Mittagessen mit bei Tische gegessen. Als Peermann und Schwanke confrontirt wurden, imponirte der Erstere dermaßen dem Andern, daß Schwanke fast zu Allem ja sagte, was der Regimentsquartiermeister behauptete, und wo seine Aussagen früher abwichen, sie zurücknahm.

Vergebens wurde im Geheimen dem Peermann volle Gnade Seitens des Fürsten angeboten, falls er offen bekennen wollte, was er von der heillosen Bande wisse und dadurch zur Aufhebung derselben beitrage. Als ein vornehmer Beamter ihm diesen Antrag machte, stellte er

sich als entsezt. Er schleuderte den Hut auf die Erde, schlug die Augen gen Himmel und hob die gefalteten Hände auf. Mit bewegter Stimme rief er den Höchsten an, wie es doch möglich wäre, daß er zuließe, daß er, ein unschuldiger Mann, nunmehr auch bei der Obrigkeit selbst in Verdacht käme, daß er mit solchen Leuten Gemeinschaft gehabt. Ein solcher Schmerz sei nicht zu verwinden, nicht gutzumachen. Später nahm er eine trohige Miene an, hob die Stirn und foderte mit Nachdruck, ihn aus fernerm Schimpf zu sehn und die Wache ihm abzunehmen. Er protestirte gegen das ganze Verfahren und behielt sich rechtlich seine Forderung auf Satisfaction vor. „Summa, heißt es bei unserm Gewährsmann, er wußte, da man sein Inwendiges noch nicht kannte, und da der weiße Schnee der Heuchelei noch auf dem Unflath seiner Seele unaufgethauet, dieser aber noch unsichtbar unter jenem verborgen lag, in dieser Scene für dieses Mal seine Person so wohl zu spielen,“ daß man ihn freilassen mußte. Zum Dank dafür und um seinen redlichen Willen zu bezeigen, versprach er, nach Leipzig zu reisen, wo dazumal gerade mehre Gaubiebe festgenommen waren, um sich durch Augenschein zu überzeugen, ob darunter Mitglieder der gefährlichen Gesellschaft von Hannover wären.

Inzwischen hatte man die weitere Reiseroute der ganzen Gaunergesellschaft auf andere Art in Erfahrung gebracht. Von Hannover waren sie nach Celle gegangen, wo sie beim Abzuge ein Bündel Schlüssel und Dietriche vergessen hatten. Von Celle aber ritten und fuhren sie über Ebsdorf nach Lüneburg. Sie selbst gaben sich für leipziger Kaufleute aus, die Leute hielten sie für reisende Quacksalber. In der letztern Stadt waren die Reiter in der harbunger Herberge, die zu Wagen beim alten

Schwanke eingekehrt. Also war über die Identität des Herrn von Mosel und seiner Gesellschaft mit den Räubern der guldnen Tafel jeder Zweifel beseitigt.

Es kam nunmehr nur darauf an, den gefangenen Christian Schwanke schärfer anzugehen, als die Untersuchung durch neue Zwischenstände verwickelter wurde. Einmal wurde endlich der so höchst verdächtige wunstorfer Jude Jonas Meyer ergriffen und geschlossen zur Untersuchung ins Hannöversche abgeliefert. Dann aber kamen officiële Meldungen aus Braunschweig und Hamburg von daselbst verübten Kirchendiebstählen, die an Bedeutung dem lüneburger nahe standen, und wo die höchste Wahrscheinlichkeit dafür war, daß sie von denselben Individuen begangen worden.

Im Gewölbe der Katharinenkirche zu Braunschweig stand, in verschiedenen Koffern verschlossen, der äußerst werthvolle Nachlaß der verstorbenen Generalin von Schmin, geborenen von Rotenburg. Die Fenster des Gewölbes waren mit doppeltem eisernen Gitter versehen und noch dazu inwendig mit einem eisernen Brete und zweien eisernen Hinterriegeln; die Thür, durch die man ins Gewölbe ging, von dichten eigenen Bretern, in der Mitte, wo das Schloß liegt, war verdoppelt. Das blinde Schloß war mit sechs Reifen, wozu ein Schlüssel, fast eine halbe Elle lang. Auswendig hing noch ein Vorhängeschloß, ein Meisterstück des Schlossers, das nur mit zwei Schlüsseln geöffnet werden konnte. Dieser starken Verwahrung ungeachtet, fanden sich eines Morgens (das Datum enthält das Protokoll nicht) von den zehn Koffern acht rein ausgeplündert und zwei waren ganz verschwunden, also von den Dieben fortgetragen. Und doch bemerkte man weder am blinden Schlosse und Vor-

hängeschloß, noch an der Thür und dem Gitterwerk das geringste Zeichen von Gewalt.

Mehre andere Diebstähle, welche damals in Braunschweig vorgefallen, ließen vermuthen, daß auch dieser zur Zeit der letzten Wintermesse dürfte begangen sein, wo viele unbekannte Fremde und Bagabunden sich dort aufhielten. Der Herr von der Mosel war mit seiner Gesellschaft auch hier gewesen, und hatte sich in zwei Wirthshäusern nach einander mehre Wochen mit allem Luxus seines Standes aufgehalten. Seine Kleidung, die er oft wechselte, strotzte von Silber und Gold, die Dukaten lagen gehäuft auf dem Tische und kostbare Brillanten glänzten an seinem Finger. Seine Gemahlin hatte eine ältliche Hofmeisterin oder Kammerfrau, er selbst einen Jäger, Cassirer und Kammerdiener, mit rothem Kopf. Aber wiewol der gnädige Herr und seine Frau, nach Versicherung der Dienerschaft, in keiner andern Absicht sich in Braunschweig aufhielten, als, nach Art vornehmer Herrschaften, sich in der berühmten Stadt umzusehen, so nahm es den Wirth doch Wunder, daß Herr und Dame fast nie ausgingen, sondern nur ihre Leute fortschickten und sich Rapport bringen ließen. Noch mehr Wunder nahm es ihn, daß Herr von der Mosel zwei dieser Leute mit sich am Tische essen ließ. Eine Magd aber hatte geradezu erklärt, das könnten keine vornehmen Herrschaften sein, sonst würde der Herr nicht dulden, daß die Leute in seiner Gegenwart sich schimpften, und noch weniger, wie sie gesehen, daß der Eine ausgestreckt im Zimmer schlief und schnarchte, während der Herr am Tische saß und Geld zählte. — Einer, Namens Schwanke, war zur Gesellschaft nachgekommen, und endlich war die Mehrzahl der im Koffer zu Hamburg aufgefundenen Effecten, laut Specification derselben, als: die Damas-

cenerklinge mit der goldenen Scheide, der schwarzseidene Mohrenrock u. s. w., ein Theil des aus den braunschweiger Koffern entwandten Gutes. Dies besagte das braunschweiger Gerichtsprotokoll, welches nach Gelle gesandt worden. — Die Kirchendiebe in Braunschweig waren also identisch mit denen in Lüneburg, und der inhaftirte Schwanke erschien bei beiden Verbrechen theilhaftig.

Aber auch in Hamburg waren zu Anfang des Jahres zwei Diebstähle durch Einbruch in die dortige Domkirche begangen. Der eine, in einer Seitenkammer, wobei vier Schätze und 13 Schlösser erbrochen worden, war, was den Betrag des geraubten Gutes anbetrifft, der unbedeutendere; es war nur eine Partie bestimmter Kleidungsstücke, einem Licentiaten zugehörig, entwandt. Aber er war wichtig in Bezug auf die Entdeckung; denn mehrere dieser Kleidungsstücke erkannte man unter denen, welche in dem von Schwanke zur Aufbewahrung gegebenen Koffer gefunden worden. Schwanke erschien also auch als bei diesem Einbruch theilhaftig.

Außerdem war aber noch bei einem viel gefährlicheren Einbruch in einem Gewölbe des Doms, wo noch mehr Thüren und Schlösser erbrochen und Eisenkästen gesprengt werden mußten als in Braunschweig, eine beträchtliche Masse alter silberner Geräthschaften und Bilder, zum Betrage von 100 bis 200 Pfund Silber gestohlen worden. Die Hand der Diebe war in den aufgerissenen und gebrochenen Läden und Niegeln sichtbar, im Uebrigen verschwand jede Spur. Aber der Verdacht der Theilnahme an dem größern Diebstahle fiel natürlich

auf Den, welcher bei dem kleinern, an demselben Orte verübten, der Thäterschaft dringend verdächtig war.

Schwanke sah nach allem Diesem, was ihm bevorstand. Er wollte Dem zuvorkommen und Hungers sterben. Als man ihn durch magenreizende Medicinen und Androhung empfindlicher Strafen endlich wieder zum Essen brachte, verschlang er die widerstrebendsten Stoffe so hastig untereinander und in solcher Menge, daß auch hier seine Absicht klar war, sich selbst den Tod zu geben. Vergebens hielt ihm der Geistliche Hosmann seine Sünde vor, durch Selbstmord das Maß seiner Verbrechen zu steigern. Er leugnete ebensowol, daß seine Absicht dabei Selbstmord sei, als daß er im Geringsten an den ihm aufgebürdeten Verbrechen Schuld habe. Wie Peeremann, rief er unter tausend Schwüren Gott zum Zeugen, daß ihm nichts heiliger gewesen, als das Eigenthum seiner Mitmenschen; daß er als Seemann mehrmals mit obrigkeitlicher Erlaubniß hätte auf Raub ausgehen können, wenn er danach Verlangen getragen; denn man habe ihm Caperbrieße aufgedrungen und glänzende Versprechungen gemacht. Er habe sich aber zu dieser unehrlichen Art, reich zu werden, wenn sie gleich eine gesegliche sei, nicht verstehen können. Endlich mußte er doch der schlechteste Mensch von der Welt sein, wenn er es übers Herz bringen können, seine eigene, liebe Vaterstadt und deren ehrwürdige Kirche um ihr schönstes Heiligthum zu betrügen!

So ward denn gegen ihn auf die scharfe Frage erkannt. Er war noch kräftig, sie auszuhalten; aber bereits 1698 waren Stimmen gegen die Tortur laut geworden, und der Berichterstatter dieses Criminalfalls selbst, der Geistliche Hosmann, unternahm es, ihre Anwendung auch aus dem christlichen Gesichtspunkte in

einer gelehrten Ausführung zu vertheidigen. Gleich Stabilen unserer Tage erhebt er die Arme gen Himmel und schreit Jeter über die Neuerungsucht der Zeit und den Kitzel, mit Paradoxien den Rechtszustand zu verwirren. Wie sollte denn eine bürgerliche Gesellschaft bestehen und sich der Bösewichter erwehren, die an ihrer Sicherheit bei Tage bohren und bei Nacht durchbrechen, wenn falsche Philanthropie und Empfindsamkeit das einzige Mittel gegen Ruchlosigkeit und Verstocktheit, die Folter, verbieten wolle? Die fortgeschrittene Humanität hat uns der Mühe überhoben, ihn zu widerlegen. Aber wenn die Folter überhaupt rechtlich begründet ist, so hat dieser deutsche Gerichtshof mit vollem Rechte und nichts weniger als leichtsinnig auf die Tortur erkannt.

Schwanke war nach dem Bisherigen bereits so gravirt, daß die Richter die moralische Ueberzeugung von seiner Mith Schuld haben mußten. Er war am Ort der That, zur Zeit als sie vorfiel, gegenwärtig, ohne einen genügenden Grund seiner Anwesenheit vorbringen zu können; er stand im nächsten, verdächtigen Verkehr mit Denen, welche der That aufs Dringendste verdächtig waren; er wohnte mit ihnen und verließ mit ihnen, nach der That, die Stadt. Er leugnete, mit ihnen in Hamburg angekommen zu sein, und ward dessen überführt. Er war überwiesen, mit diesem Gesindel auch außerwärts und in fremden Ländern bei ihren Beutezügen umhergezogen zu sein und endlich war er im Besitz des Koffers, in welchem das gestohlene Gut lag, gewesen, und seine Angabe, daß der Koffer nur seiner Schwägerin gehört und er von seinem Inhalt in Unkenntniß geblieben, wurde, unglaublich an und für sich, durch viele andere Umstände widerlegt. Kommt hinzu, daß Schwanke eine Person war, zu der man sich wol der That versehen

können (eine Untersuchung, worauf die ältern Acten selten eingehen, aber hier eine Thatsache, die man nach den andern Ermittlungen wol annehmen konnte), so würde kein Geschworenengericht Anstand genommen haben, das Schuldig auszusprechen, während jedes preussische Gericht heute eine außerordentliche Strafe verhängt hätte. Das Erkenntniß auf die Folter war im ältern deutschen Prozesse die Verhängung der außerordentlichen Strafe.

Schwanke hielt die Qualen der Daumschrauben und Beinstöcke nicht aus. Er bekannte vollständig und wiederholte später freiwillig dieses Geständniß. Es ist in Kürze folgendes; doch fehlt in demselben Alles, was für uns als Vorgeschichte des Verbrechens von Wichtigkeit ist: wie Schwanke mit dem Diebesgezucht bekannt geworden, wann in ihm der böse Entschluß gekommen, ob er der Verführer oder verführt worden? Den Richtern jener Tage genügte das Bekenntniß der That.

Am Neujahrstage waren Schwanke, der Doctor (der Herr von Mosel), dessen Diener Moriz Richter (der Jäger) und die Frau von Sien aus Hamburg auf den Diebstahl ausgefahren. Daß Letzteres seine, Schwanke's, Absicht von vornherein und mit Bewußtsein gewesen, spricht er nicht aus. In Wunstorf wurden sie durch Peermann's Vermittelung sechs Tage geherbergt, und zogen zur Messe nach Braunschweig. Der Doctor war voraus gereist; auf seine Briefe kamen die Andern nach. Da erschienen der Wirth von Blumenau, Otto Müller, Peermann und der Jude Jonas Meyer, der Erstere mit einem Wagen mit vier Pferden, der Letztere der Aussicht gewiß, einen großen Schatz zu heben. Der Doctor, als Johann Heinrich von Mosel, lebte in Braunschweig wie ein großer Edelmann; bei ihm der Jäger Moriz Richter, die Frau von Sien, der Cornet; (Lorenz Schöne)

dessen Frau Katherine (die Kammerfrau), der Reiter Pante und Einer mit gelbrothen Haaren aus Wunstorf (Kaiser). Als Schwanke ankam, war der Haupteinbruch schon geschehen, und der Doctor wies ihm mehrere Silbergeräthe, die davon herrührten. Dieser war der Hauptthäter gewesen, da er mit einer ungemeinen Geschicklichkeit Schlüssel, die er einmal in Wachs abgedrückt, nachzumachen verstand. Das Ausfeilen war seine Beschäftigung, wenn er still im Wirthshause saß. Niemand aber kam ihm gleich in der Leichtigkeit und Fertigkeit, die schwierigsten Schlösser zu eröffnen. In Braunschweig hatte er sein Meisterstück gemacht. Schwanke selbst war nur bei einer Fortsetzung dieses Diebstahls behülfslich, als noch zwei Koffer mit Leinenzeug aus dem Gewölbe geholt und fortgetragen wurden. Dabei erfuhr er, daß seine Genossen beim ersten Einbruch sich einmal bitter getäuscht hatten. Nachdem sie mit Mühe einen ganz eisernen Kasten aufgebrochen, fanden sie nur Mauersteine darin. Mosel äußerte dabei: „Hier machen wir einen Dieb, der vor uns war, frei; denn seine That kommt auf uns.“ Schwanke erhielt für seine ganze Beihülfe nur 46 Thaler von Mosel geschenkt. Von den mehreren Koffern, welche sie theils zur Post, theils auf des Wirths von Blumenau Wagen aus Braunschweig fortgeschafft, gehörte der Koffer, von dem Schwanke bis da behauptet, daß er der Frau von Sien angehöre, dem Doctor selbst.

Beim Schmied in Luthe hatte Schwanke für Jonas Meyer und Pante einen Schlüssel schmieden sollen, der zur wunstorfer Kirche passe. Dies die Erklärung des seltsamen Abenteuers. Der Schlüssel kam nicht zu Stande und der Diebstahl unterblieb.

Nachdem die Gesellschaft in Blumenau ihren braun-

schweiger Raub getheilt, ging sie zusammen bis Celle, wo sie sich trennen wollte. Dort aber kam den Andern der Einfall, Schwanke und seine Schwägerin bis Lüneburg zu begleiten und sich bei der Mutter des Erstern einzuquartieren. Der Cornet (Lorenz Schöne) und der Jäger (Moritz Richter), die in der harburger Herberge wohnten, hätten hier zuerst, nach Schwanke's Aussage, von der guldnen Tafel gehört und Mosel darauf aufmerksam gemacht. Er, Schwanke, der diesen Schatz nie gesehen, will doch den Diebstahl widerrathen haben. Mosel aber wies ihn zurecht: „Wenn der Kaiser selbst bestohlen wird, was will denn die Stadt Lüneburg voraushaben?“ — Die That war beschlossen, aber nicht leicht ausgeführt. Keiner der vorrathigen Schlüssel paßte, und Mosel mußte lange feilen, bis er die rechten fertig bekam. In der Nacht nach dem Sonntage Esto mihi schlichen zwischen 11 und 12 die Vier, Mosel, der Jäger, der Cornet und Schwanke aus den Weinkellern nach der Kirche. Schwanke ging nicht mit hinein, sondern hielt draußen Wache. Er mußte über vier Stunden stehen, bis sie wieder herauskamen. Der Cornet trug die Beute in einem Quersacke, den sie in der Kirche versiegelt, auf dem Rücken in Schwanke's Haus. Dort ward er, unvertheilt, eingepackt und am Morgen darauf mit nach Hamburg genommen. Auch dort kam es noch nicht zur Vertheilung, denn Mosel wollte zuvor nach Lübeck, um bei den Juden daselbst die Goldbleche und Edelsteine zu verkaufen. Also hatte Schwanke, seiner Angabe nach, von diesem Diebstahle nichts gewonnen; noch weniger, wie er auch auf der Folter behauptete, die geringste Kenntniß von des Doctors weitem Verbindung, da er, als ein Neuling, noch nicht in die tiefen Geheimnisse eingeweiht worden sei. Vom hamburg'schen Einbruch wollte

er nichts wissen, räumte jedoch später ein, daß er davon gehört. Derselbe sei auch von Mosel begangen, einige Wochen vor Weihnachten, und ein getaufter Jude, der Stadtsoldat Binzenz, habe den Dieben die erste Nachricht von dem im Dom ruhenden Schätze gebracht.

Schwanke's Frau ward nicht gefoltert; aber sie bekannte auf die dringenden Vorstellungen der Richter, daß sie von drei Briefen erfahren, welche der Regimentsquartiermeister Peermann an ihre Schwester, die Simse, nach Hamburg geschrieben, von dem der eine gelautet: „sie möchte schleunigst nach Wunstorf herüberkommen, denn in Braunschweig wäre ein großes Stück Geld zu verdienen“. Vergebens habe sie ihrem armen Mann abgerathen, mitzugehen; ihre Schwester habe ihn zu seinem Verderben überredet und verführt.

So viel war klar, daß man nur die Ausläufer einer gefährlichen, weitverzweigten Bande in Händen hatte, und daß es weiterer Nachforschungen und Verhaftungen bedürfe, um auf die Hauptmänner derselben zu gelangen. Zwar war durch Zufall, um einer Schlägerei willen, ein Mann mit rothem Kopf in Celler gefangen worden, welcher dadurch, daß er aus dem Gefängniß mit Lebensgefahr ausbrach, während ihm doch nur ein geringes Vergehen zur Last lag, sein eigenes größeres Schuldbeußtsein bekundete. Es ergab sich, daß dies Michael Kaiser war, der beim braunschweiger Diebstahl Theiligte; nachdem er von Schwanke's Tortur und Bekennniß gehört, setzte er Alles daran, zu entkommen. Hier war also auch kein mehreres Licht zu erhalten. Ebenso wenig von einigen Wagabunden, welche, als vermuthlich

in die Bande verwickelt, aus Leipzig nach Celle ausgeliefert worden.

Dagegen hoffte man durch den jetzt eingefangenen Jonas Meyer und den Regimentsquartiermeister Peermann, der aus Neue durch die hannöversche Regierung verhaftet wurde, der Sache besser auf die Spur zu kommen.

Jonas Meyer, der Sohn eines gestraften Diebes, und selbst wegen Diebstähle und Diebeshehlerei mehrmals in Untersuchung — mit deren Geschichte wir unsere Leser nicht ermüden wollen — war der eigentliche Mann, zu dem man sich eines Verbrechens versehen konnte. Zu aller Bosheit geneigt und in allen Lastern erfahren, wie es heißt, war sein Herz von Stahl und eisenhart und von keinem Hammer zu erweichen. Als ein Verwandter, den er bestohlen, ihm gedroht, ihn ins Zuchthaus zu setzen, hatte er geantwortet: so wolle er erst der Dinge mehr thun, welche ihn des Zuchthaus' werth machten. Er galt für einen geschworenen Christenfeind, der, wo er konnte, seinen Ingrim und Spott gegen den Heiland in Worten ausließ; außer seinem Diebeshehlergeschäft, hatte er sich durch Kornlieferungen im Großen ernährt. Jonas Meyer aber war vor seinen Richtern der unschuldigste Mensch von der Welt; er schalt den Schwanke einen Lügner bei der Confrontation, und wußte von all den Leuten nicht mehr, als daß er die Frau von Sien auf Bitten ihres Mannes bei Peermann in Kost untergebracht habe; den Herrn von der Mosel hatte er höchstens gesehen, kannte ihn aber so wenig als seine Gefährten.

Peermann blieb ebenso halsstarrig im Verhör, und wenn er weniger Würde zeigte als bei der frühern Vernehmung, so ersetzte er sie jetzt durch fürchterliche Be-theuerungen. Als die Schwanke ihm von dem Briefe

an ihre Schwester ins Gesicht sagte, rief er: „Gott möchte ihn durch ein Donnerwetter auf der Stelle erschlagen, wenn er Das geschrieben.“ Durch einen Versuch, aus dem Gefängniß auszubrechen, machte er sich noch verdächtiger, ließ sich aber auch durch die Drohung, daß Jonas Meyer mit nächstem auf der Folter bekennen müsse, nicht erschrecken.

Noch hatte man einen dritten Bezichtigten, den Wirth zu Blumenau, Otto Müller, gefänglich eingezogen. Er war ein junger Mann von feinem Ansehen; in seinen Reden verrieth er Verstand und zeigte Bescheidenheit. Man glaubte einen ehrbaren und redlichen Menschen vor sich zu sehen, der nicht frech Alles abstritt, sondern aus Schwankens Aussage über die braunschweiger Geschichten gerade so viel eingestand, als er konnte, ohne sich in die Schuld zu verwickeln. Er hatte die fremden Herrschaften nach Braunschweig und von da zurückgeführt; sie hatten bei ihm logirt, aber ohne daß er ein Arg gegen ihr Thun und Treiben geschöpft. Seine Aussage stimmte fast wörtlich mit der Peermann's. Hier war nichts zu ermitteln.

Jeder Neuverhaftete, jedes neue Verhör, jede Zeitung, die von auswärts kam, gab Kunde von neuen Verbrechen und bestätigte die große Gefährlichkeit der unbekannten Bande. Das Gericht zu Celle, die Regierung und der Fürst erkannten die dringende Nothwendigkeit, durch außerordentliche Maßregeln einzuschreiten, um der Ausbreitung von verbrecherischen Anfällen Einhalt zu thun, die schon weit umher ein panisches Schrecken erregt hatten und Vielen wie eine Pest dünkten, die über Deutschland grassire. Auf dem gewöhnlichen langsamen

Wege durch Schreiben an die auswärtigen Gerichte ließ sich nichts thun; man kam daher zum Entschluß, einen Commissar zu ernennen, welcher, wohlversehen mit Vollmachten und Empfehlungsbriefen, die Haupttrabelführer der Bande durch Deutschland aufsuchen und, wo möglich, solle ergreifen und nach Celle transportiren lassen. Zum Commissar wurde der Amtmann Dietrichs ernannt. Die, auf welche er vorzugsweise sein Augenmerk richten sollte, aber waren der sogenannte Doctor oder der Johann Heinrich von der Mosel und seine Courtisane, die Frau von Sien, welche als die vornehmsten und gefährlichsten Häupter der Bande erschienen.

Der vornehme Herr von der Mosel mit seiner Alongeperrücke, seinem Federhute und goldgesticktem Sammetrocke, mit seinem Staatsdegen und seinen zierlichen Manschetten (wir haben ein Portrait von ihm in seinem Staate) war verschwunden, verschwunden mit seiner feinen schönen Gattin, seinem Jäger, Kammerdiener und der ganzen freiherrlichen Pracht. Auf den Doctor leiteten noch einige Spuren im Sächsischen, welche der Commissar mit Eifer verfolgte, und dabei nach Hause die Bitte richtete, man möge ihm einen der Gastwirthe, bei welchen Mosel logirt, zusenden, um die Recognition vornehmen zu können, als er von daher die Weisung erhielt, diese Spur fahren zu lassen und einer ganz andern nachzugehen.

Im Voigtlande unweit Greiz war eine Räuberbande eingefangen worden. Die Meinung verbreitete sich schnell, daß einer der gefährlichsten Genossen, der sich bei seiner Arretirung den Hals abschneiden wollen, wol der Herr von der Mosel sein dürfte. Einer der Eingefangenen hieß Nickel, ob identisch mit Jenem, der sich den Hals abschneiden wollen, blieb unentschieden, da nach Celle bis dahin nur dunkle Nachrichten von dem Vorfalle ge-

brungen waren. Aber Jemand meldete dem untersuchenden Gerichte, daß der Moriz Richter (der Jäger) bei Einem, der sich Nickel nenne, Knecht sei, und dieser Nickel sei Derselbe, welcher die getaufte Jüdin Annchen, die Simse, mit sich herumführe. Der Commissar, welcher lieber der andern Spur nachgegangen wäre, um den Doctor in Sachsen zu fangen, meldete zurück, daß der gemeinte Dieb ein in dieser Gegend sehr bekannter und berühmter Mensch, welcher schon zwei Personen erschossen habe, zwar gemeinhin Nickel genannt werde, doch aber eigentlich Niclas List heiße, also doch wol nicht der Gesuchte sein dürfe. Niclas List war im Voigtlande und Thüringen ein so großer Mann, so glücklich in seinen Unternehmungen, sein Name lebte als Schrecken im Volke, daß es in der That auch den Richtern in Celle nicht mehr wahrscheinlich dünkte, daß ein solcher Mann, nicht zufrieden mit dem Wirkungskreise, wo er berühmt geworden und sich der reichste Kreis für seine Thätigkeit bot, einen Vagabundenzug nach Niedersachsen und den Hansestädten unter fremdem Namen gewagt haben solle, um Einbrüche zu wagen, wo er die Verhältnisse und die Localität nicht kannte.

Da ward zufällig bei einem Verhör, welches Schwankes Frau in Celle bestand, List's Name genannt. Sie horchte auf und rief: „Herr Gott, so hieß ja der Doctor, bei dem mein Mann war.“ Befragt, woher sie es wisse, antwortete sie: „Er stand einmal in Lüneburg vorm Spiegel, da ich krank im Bette lag, und er hatte mir was verschrieben. Da fragte er meine Schwester, die Simse: Weißt Du, wie ich heiße? Sie antwortete: Nein! Da sagte er lachend: Ich heiße Nickel List und bin auch listig.“

So war denn der verrufene Herr von der Mosel, der

berühmte Doctor, gefunden und zugleich in sicherm Gewissam. Um zur völligen Gewißheit über seine Identität zu kommen, wurde der Wirth aus den drei Kronen in Hannover nach Hof im Voigtlande, wo Nickel List saß, gesendet und erkannte dann auch beim ersten Anblick in dem blassen Manne in Ketten den großen Cavalier, der mit Roß und Leuten und aller Herrlichkeit bei ihm logirt hatte.

Unglücklicher war man im Aufsuchen seiner Concubine, der sogenannten Simse. Ihr gewesener Ehemann, der bankrotte Weinändler von Sien, wollte nichts mehr von ihr wissen. Er hatte sich wegen ihres üppigen Lebens und ihrer liederlichen Haushaltung von ihr getrennt, und ihr schon früher erklärt, als sie sich in Hamburg wieder getroffen, daß er sie, die ein solches gottloses Leben führe, nicht mehr als Frau anerkenne. Sie hatte erwidert: ebenso wenig sie ihn als Mann, da er sie nicht einmal ernähren könne. Unstätt und flüchtig zog sie im Lande umher unter diesem und jenem Namen. Ebenso oft wechselte sie die Livree ihres Lakaien. Sie hatte zwei chaises roulantes, in denen sie umherfuhr. Eine Kuppelerin in Halle führte ihr junge Leute in ihre Netze. Einmal hatte man sie im Weimarischen zu Kersleben gesehen, wo sie den Lorenz Schöne (den Cornet) bei sich hatte; ein ander Mal war ihr Mann, ein Doctor, mit ihr. Sie ging geschminkt, in den modernsten Kleidungsstücken und warf mit Kronenthalern und Dukaten um sich. Auch hatte man sie im Flecken Stedten, im dortigen Obergasthose, mehrmals gesehen, ein Ort, der unter zweien Herren damals getheilt (Weimar und die Grafen Stolberg), in jenem Wirthshause eine berühmte Diebesherberge hatte. Der eigene Sohn des Wirthes, Ernst Büttelstädt, gehörte zur Bande, deren Oberhaupt

Nickel war. Es ward hier oft ein Herensabbath der bösen Geister gefeiert. Während Patrouillen draußen umhergingen, ward im Innern geschwelgt und bankettirt. Zugleich aber stand immer eine Anzahl Pferde im Hofe gefattelt, um bei der ersten Gefahr sich darauf zu werfen und eine der beiden Grenzen, jenach von wo die Gefahr herkam, zu erreichen. Fast wäre die Sien auch hier eingeholt worden, wenn das Requisitionsschreiben an die Stolberg'schen Gerichte nicht zu spät expedirt worden wäre. Anna von Sien blieb verschwunden.

Ebenso wenig war gewisse Nachricht von Lorenz Schöne (dem Cornet) aufzutreiben. Nur erfuhr man, daß er mit seinem Bruder Heinrich früher im Militair gedient, jener als Fourier, er als Musketier, Beide mehrmals desertirt waren und den Strang und Spießruthen verwirkt hatten. Sein Bruder Heinrich entlief auch wirklich nicht dem Galgen; er ward in Prag verschiedener überwiefener Verbrechen wegen aufgehängt, hatte aber die Grille, daß er sich für einen Andern ausgab und unter dem Namen Johann Christoph Wolff, aller Warnungen noch auf der Leiter ungeachtet, aufknüpfen ließ. Von dem sogenannten Cornet hat man nichts mehr erfahren. Nur Vermuthung ist es, daß von ihm ein Brief herrührt, welcher, aus Halberstadt datirt, schon früher zu den Acten gekommen war und eine der sonderbarsten Denunciationen enthält. Derselbe, im Stil eines ungebildeten Mannes aus jener Zeit geschrieben, bittet die Richter um Gottes und des Landes Besten willen, daß sie seinen, des Brieffschreibers, Worten glauben möchten. Darauf denunciirt er gegen Nickel und seine Spießgesellen und führt eine große Zahl Diebstähle und Einbrüche auf, die von ihnen in allen Ländern schon begangen wären oder noch zur Ausführung kommen sollten. Er

liefert eine charakteristische Beschreibung einzelner Glieder der Bande und gibt an, wie und wo man sie fangen könne. „Wenn daß die Edle Herren Stadt-Gerichten die Diebe haben wollen, so müssen sie es sehr klug anfangen, denn wenn sie Wind davon kriegen, so machen sie sich feste (!).“ Zum Schluß warnt der Ungenannte eindringlich, ja bald ans Werk zu gehen und sie im Wirthshaus von Stedten zu überfallen, aber nur ein Paar todt zu schießen, die Andern würden sich vor Schreck geben. Wenn man aber die Sache noch länger hingehen lasse, so würden sie am Ende die Leute auf öffentlicher Gasse angreifen und das Land unverwindlichen Schaden erleiden. — Der Brief war ohne Zweifel von einem missvergnügten Mitgliede der Bande, wie er denn auch schloß: er dürfe seinen Namen nicht nennen; wenn es auskäme, schössen sie ihn todt.

Aber mit Nickel List's Gefangennahme schien doch der vielfach verschlungene Knoten gelöst, und wenn auch einzelne Theile noch zusammenhingen und es Mühe machte, sie von einander zu bringen und die Fäden klar herauszufinden, so war doch mit ihm die Seele der großen Verbindung getroffen, die Blutader, von der die andern kleinern ihre Lebensäfte empfangen. Und zugleich wachte die schläfriger gewordene Untersuchung wieder auf, Richter und Commissarien gingen mit neuem Muthe und frischer Lust an die immer noch schwierige Aufgabe.

Nickel List, auf der That ergriffen, hatte sich zwar alsbald zu den Verbrechen bekannt, um die sein Name in seiner Heimat groß geworden, aber den Zusammenhang mit seinem andern Ich und den Complicen im

Auslande gezeugnet. Nachdem ihm indeß schon der erste Grad der Folter das Geständniß entlockt, gestand er mit offener Freimüthigkeit Alles ein, worüber man ihn befragte, und gab ein so treues Bild von der ganzen verbrecherischen Vergangenheit, als es ihm selbst sein Gedächtniß vorführte (es hielt allerdings schwer, Alles sich zu vergegenwärtigen, wobei er thätig, mitwirkend, rathend und wissend gewesen) und als seine Richter dasselbe aufzufassen im Stande waren; denn auch sie, geblendet und verwirrt von der Masse Einzelheiten und gehemmt durch die Zersplitterung der Jurisdictionen und die unendlichen Förmlichkeiten, die nur durch diplomatische Verhandlungen zu beseitigen waren, verfolgten nur jene und nicht den eigentlich geistigen Zusammenhang der Thaten und der Verbrechen. In diesem Zustande ist die Untersuchung in dem Hosmann'schen Werke uns überliefert, welches, zwar nur ein gedrängter Auszug der Protokolle, doch einen mächtigen Quartanten füllt; ein Werk, welches mit der detaillirtesten Umständlichkeit der Entdeckung der einzelnen Diebstähle und Einbrüche Schritt für Schritt folgt und jedesmal die Weisheit und Güte der Vorsehung preist, die ein Licht und wieder ein Licht in die Dunkelheit wirft, aber indem es uns alles Kopfbrechen der Richter und ihren Angstschweiß bei der überwältigenden Arbeit zu Papier bringt, die damaligen gesellschaftlichen und sittlichen Zustände nur ahnen läßt, welche die Ausbildung und Verbreitung einer solchen Diebesbande über ganz Deutschland möglich machten oder begünstigten.

Eine übergroße Anzahl von Diebstählen und Einbrüchen, die in den letzten Jahren verübt und zum Theil wieder in Vergessenheit gerathen waren, kamen schon in Hof durch Nickel List's Geständnisse an den Tag; andere Proceßse, wo schon die Acten, wegen mangelnder

Nachweise, registrirt waren, wurden wieder aufgenommen, und Entdeckungen neuer Diebsgenossen und deren Verhaftungen erfolgten; oder vielmehr die Mehrzahl der durch Nickel List angegebenen Hauptverbrecher befand sich bereits in Verhaft, aber um ganz anderer, meistens geringfügigerer Anschuldigungen wegen, und im Augenblick, wo die Gerichte im Begriff standen, sie freizugeben oder zu geringern Strafen zu verurtheilen, wurden sie zu Hauptcomplicen des großen Diebesbundes. Außer Jonas Meyer erschien nun auch der Regimentsquartiermeister Peermann, gegen den inzwischen auch der Gastwirth Otto Müller unter den Daumschrauben als einen Haupttheilnehmer am braunschweiger Einbruch ausgesagt, besonders gravirt. Ein Gauner, Christian Müller, saß nebst Andern in Leipzig. Nickel List erklärte ihn für eins der thätigsten und fürchtbarsten Mitglieder der Bande. Der Gardereiter Pante wurde im Mannsfeldischen aufgegriffen. Auch entdeckte man durch Nickel List seinen schon viel besprochenen Jäger Moritz Richter, der unter einem andern, aber seinem wahren Namen Andreas Schwarze in Weimar, angeschuldigt eines tödtlichen Rencontres, saß.

Schon hoffte man bei Gelegenheit dieses jungen Verbrechers in Weimar auch der vielberüchtigten Simse habhaft zu werden. Auf der Landkutsche war von Gotha ein Frauenzimmer nach Weimar gekommen, auf welche die Personsbefschreibung der Anna von Sien zu passen schien. Auch der Name, den sie sich beilegte, führte darauf hin. Der Geburtsname der schönen Simse war Anna Moyers, die schmucke lustige Dame in Weimar nannte sich Christine Magdalene Meyers. Ihre Vaterstadt wäre Hamburg, ihre Aeltern daselbst Juden gewesen. Ihr Mann, an den sie schon im 15. Jahre verheirathet worden, heiße Levis Levin, und wäre, ein lieber-

III.

14

licher Mensch, von ihr weg nach Holland gegangen (wie von Sien). Weil sie Christin geworden, hätte sie es nicht länger zu Hause ausgehalten und wäre seit drei Jahren auf Reisen, lediglich zu ihrem Vergnügen. Auf die Frage: Ob sie sich nicht in Halle Anna oder Madame de Sien nennen lassen, kam ihr das sehr lächerlich vor, da sie diese Dame, die eine Portugiesin von Geburt wäre, sehr genau kenne, aber nichts mit ihr gemein habe. Sie pochte auf ihre richtigen Atteste, berief sich auf ihre Bekannten in Hamburg und Leipzig, an die man nur zu schreiben brauche, und als man sie auf ihre guten Kleider und ihren Schmuck aufmerksam machte und fragte, ob sie dieselben nicht durch Dieberei und Buhlerei erworben, lachte sie höhnisch: solches hätte sie von ihren Aeltern nicht gelernt und Gott würde sie schon dafür behüten. Sie wäre, lediglich zu ihrem Divertissement, in Leipzig, Halle, Gotha immer an jedem Orte nur acht Tage geblieben; wenn sie um Buhlerei willen sich dahin begeben, hätte sie einen schönen Erwerb haben können und wäre gewiß alsdann länger geblieben.

Sie war kurz angebunden, und auch im Gefängniß verließ sie weder der Wit noch die Laune. Das sei nun einmal ihre Lust, in der Welt sich umzusehen, und wenn sie ein Kerl wäre, müßte sie die ganze Welt durchreisen. Da man ihr den Verdacht vorhielt, bei den Studenten in Jena Visiten auf deren Stuben gemacht zu haben, lachte sie laut auf, versicherte aber, so gemein mache sie sich nicht. Sie hätte nicht nöthig, die Studenten auf ihren Stuben zu besuchen, denn wo sie sich nur zeige, wären die jungen Leute wie toll auf sie und möchten das Haus immer stürmen. Nur um einem ihrer Anbeter zu entfliehen, von dem man ihr Briefe vorzeigte, sei sie aus Gotha so schnell fortgegangen, und um der Raserei

der Burschen und ihren lustigen Streichen zu entgehen, hätte sie wol oft Versteckens gespielt. Daß sie aber auf Mausei sollte im Lande umhergezogen sein, kam ihr gar zu spaßhaft vor; vornehme Cavaliere habe sie viele gekannt, und habe mit ihnen gespeist und gereist, aber vor Gesellschaft mit Diebesgesellen solle sie der liebe Gott behüten. Da sie die unglücklichste, elendeste Weibsperson von der Welt wäre, weder Vater noch Mutter hätte, weder Mann noch Kind, so müßte sie sich wol auf den lieben Gott allein verlassen, der sie durch seinen heiligen Geist vor bösen Lasten bewahren und als neue Christin auch vor sündhaften Gedanken schützen möge.

Diese Komödie, welche die ehrliebende Dame vor ihren Richtern zu spielen für gut fand, wurde plötzlich mit einer andern Komödie vertauscht, welche sie mit sich selbst spielte. Im Gefängniß über ihr saß Andreas Schwarze (Moriz Richter), der schöne jugendliche Jäger des Herrn von der Mosel. Sie hatte ihn noch nicht gesehen, und seine Tritte und der Ruf seiner Thaten und seiner Schönheit setzten sie allein in solche Liebesflammen, daß sie Alles aufbot, ihn zu sehen und zu sprechen. Sie unterhielt sich durch ihre Gitterfenster in einer den Andern unverständlichen Sprache mit ihm und versuchte eine Correspondenz, von der uns eine schätzbare Probe aufbewahrt ist, ihr Brief an ihn:

„Schönster Engel!

Ich kann Dir nicht schreiben, wie ich gerne wollte. Wenn ich Dir nach meinem Willen schreiben könnte, mein halbes Leben wollte ich drum geben. Doch wenn ich alle Federn nähme, so könnte ich Dir meine große Betrübnis nicht sattfam ausdrücken, welches ich nur durch Dein Entfernen austreten muß. Doch hoffe, Dich, wo nicht hier, doch anderswo wiederzusehen. Ueberschicke Dir

dieses, das kannst Du auf meine Gesundheit verzehren. Ich wollte Dir gerne was mehr schicken, wenn ich was mehr hätte. Ich habe es auch zum Präsent bekommen. Vergiß aber meiner nicht; nimmermehr will ich Deiner vergessen, so wird Dir Gott helfen. Habe nur Geduld, es wird sich alles schicken. Meine Johanna läßt Dich schön grüßen. Ich aber befehle Dich in Gottes Schutz und verharre

Deine ergebenste

Christine Magdalene Meyerinn.

P. S. Bitte Dich, zerreiß den Brief, daß ihn Dein Stiefvater nicht in die Hände bekommt. Ich habe müssen eidliche Caution stellen. Wenn ich gleich wollte durchgehen und meine Sachen in Stich lassen; so schickten sie mir Stach-Briefe nach, da wäre es nicht gut,

Mein Herz in mir theil ich mit Dir,
Brichst du an mir, so räche es Gott an Dir.
Mein ich's nicht von Herzen,
So soll mich der Teufel zerreißen.

Du allerliebster Engel. Gott gebe, es gehe Dir wohl, als ich es gerne hätte. Schreib mir bald wieder."

Die Liebe im Kerker, auch solche Briefe, dictirt von der flammenden Gluth einer Verbrecherin, sind nicht allein Erscheinungen vom Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts; sie kommen auch in den Diebesgeschichten und den Gefängnissen des neunzehnten Jahrhunderts vor. Die keusche Landstreicherin zettelte einen Plan an, den geliebten Verbrecher mit Hülfe seines Bruders, eines sachsen-weimarschen Capitain d'Armes, zu befreien, was ihr aber nicht gelang. Sie ward wieder in festern Gewahrsam genommen, nachdem man sie auf juratorische Caution freizulassen geneigt gewesen war. Aber wiewol durch diese Unbesonnenheit aufs Neue der Verdacht gegen sie

erregt worden, daß sie die berühmte Simse sei, erkannte sie doch der Wirth zu den drei Kronen in Hannover, der auch ihretwegen nach Weimar geschickt wurde, nicht als die ihm wohlbekannte Frau von Sien an, und mit dieser falschen Fährte, auf die der ernannte Commissarius gelockt war, verschwindet jede Spur der gefährlichen Person aus den Acten.

Die Mehrzahl der verhafteten Verbrecher, als Pante, Andreas Schwarze, Christian Müller und andere in Leipzig sitzende Vagabunden, wurden auf das einfache Requisitionsschreiben der Gerichte in Celle zur weitem Untersuchung daselbst zur Abholung gestellt. Theils waren die Verbrecher, um deren willen sie an andern Orten gefangen saßen, im Vergleich zu denen, die sie in Lüneburg und Braunschweig begangen, geringfügig, theils waren die betreffenden Orte und Gerichte froh, sie los zu werden, da man nicht recht wußte, was mit ihnen anfangen, indem Anschuldigungen, Zeugen und andere Beweismittel, die man zur Hand hatte, gegen Personen von so umfassender Wirksamkeit, um ihre ganze verbrecherische Thätigkeit aufzudecken, nicht ausreichten.

Anders verhielt sich die Sache mit Nickel List. Dieser große Räuber saß gewissermaßen im Mittelpunkte seiner Thaten. Da er im Baireuthischen gefangen war, glaubte das markgräfllich brandenburg-baireuthische Hofgericht zu Hof vollkommen befugt zu sein, über ihn zu richten. Was er hier geraubt, gestohlen, auch gemordet, qualifizierte ihn vollkommen, von des Landes Gerichten Urtheil und Recht zu empfangen, und Das, was er auf seinen abenteuerlichen Excursionen nach Niedersachsen und in den Hansestädten verübt, nur als Adhibendum zu

betrachten, was hier ebenso gut mit abgemacht werden konnte. Aber die Untersuchung in Celle wäre nicht viel mehr geworden, als sie war, das heißt Stückwerk, wenn man nicht die Seele der großen Räuber Verbindung in Händen hatte, Den, welcher über alle ihre Verzweigungen Auskunft geben konnte, und bereits in Hof, außer zahllosen kleinen Diebstählen, auch seine Mitwirkung beim Einbruch im Dom zu Hamburg, beim Kirchendiebstahl in Braunschweig und beim Raube der güldenen Tafel eingestanden hatte. Also wurden diplomatische Vermittelungen versucht, und der Markgraf von Brandenburg, „als er solche hochrühmende Intention vernahm“, entschloß sich, seinen Räuber, der ihm mit allen Rechten zustand, des großen Zweckes wegen der herzoglichen Regierung verabsolgen zu lassen.

Am 4. December 1698 ging die auserwählte Mannschaft von elf Gefreiten, fünf Unteroffizieren und einem Lieutenant mit zwei sechsspännigen Wagen von Celle ab, um aus dem Voigtlande die gefährlichen Verbrecher abzuholen. Ein tüchtiger Schließer ward mitgeschickt und es wird hinzugefügt, daß jene Mannschaft, die wackersten Kerle aus allen Truppen und von Kopf bis Fuß bewaffnet, wol, wenn es darauf angekommen, gegen 50 Mann Stand gehalten hätte. Wir haben bequemere, und, Gott sei Dank, zureichende Mittel, Gefangene von einem ins andere Land zu transportiren, aber diese militairische Abholung von Verbrechern, eine Reise durch Deutschland von Nord nach Süd, kam auch den Zeitgenossen so merkwürdig und wichtig vor, daß man uns das ganze Reisetagebuch des Lieutenant Brauns von Celle bis Hof aufbewahrt hat, wie einen Entdeckungszug durch unbekannte Länder, mit Schilderungen der Gegenden und Städte, die sie berührten.

Am vierten Adventssonntage ward ihnen, nachdem sie in der Vorstadt von Hof gelagert — in die größern Städte selbst wurde die bewaffnete Mannschaft selten oder nie eingelassen — Nickel List überliefert. Er schien munter und freimüthig, als ihn aber der Lieutenant stärker schließen, auf den Wagen setzen und festmachen ließ, entfärbte er sich und ward traurig. Er fing bitterlich an zu weinen und wollte in den ersten Tagen nichts genießen als etwas Brod und Brantwein.

Der Transport erschien auch einer so bewaffneten Mannschaft nicht ohne Gefahr, es wurde daher die größte Vorsicht beobachtet. Zwei Soldaten saßen auf dem Wagen vor List, einer mit gespannter Pistole, der andere mit blankem Degen, jeder zwischen den Knien eine geladene Muskete. Die andern gingen mit ihren Gewehren zu beiden Seiten des Wagens. Es gab mehr oder minder gefährliche Passagen, wo man einen Angriff seiner Bande fürchten durfte. An diesen, und oft ganze Tage lang, ließ der Offizier den Gefangenen länglings auf dem Wagen niederlegen, mit seinem Mantel bedecken und mit Stroh verstopfen. Ja man war in solcher Besorgniß, daß, wenn kein offener Angriff zu seiner Befreiung, doch ein Versuch gemacht werden dürfte, ihn zu erschließen. Um seine Freunde irre zu führen, auf welchen Wagen sie schießen sollten, ward deshalb auch der andere in gleicher Art mit Stroh ausgestopft und begleitet. In den dicken Wäldern und den zerrissenen hohen Gebirgen wurden Patrouillen vorausgeschickt und Bewaffnete mußten, wenn sie Hohlwege passirten, die Höhen zu beiden Seiten ersteigen und so die Fuhrwerke begleiten. In den Wirthshäusern ward vor der Einkehr die Stube für den Gefangenen genau besichtigt und gekehrt, damit später jede Communication vermieden werde. Außer den

Wachen um das Haus mußte ein Gefreiter, den Degen in der Hand und zwei Pistolen im Gürtel, vor dem Lager stehen und nie das Auge von ihm lassen, damit er sich kein Leid anthue. Als sie durch die reußischen Lande zogen, erzeigte ihnen der regierende Graf die Ehre, ins Posthaus zu kommen und selbst den Gefangenen in Augenschein zu nehmen. Außerdem erhielten sie noch Truppenverstärkung.

So schwer nach unsern heutigen Vorstellungen uns solche Aengstlichkeit und Vorsicht Seiten eines so bewaffneten Trupps bei einem Zuge durch die volkreichste und cultivirteste Gegend Deutschlands dünkt, erhielten sie doch wirklich viele Warnungen, auf ihrer Hut zu sein. Vor Gera benachrichtigte sie ein Edelmann, daß in der neuen Schenke verschiedene verdächtige Leute sich nach der Marschroute der Lüneburgischen erkundigt hätten. Auch habe man in Erfahrung gebracht, daß ein Trupp Gaubiebe sich verschworen, der Nickel dürfe wenigstens nicht bis Leipzig kommen, wo man sein Zeugniß gegen und die Confrontation mit den dort im Gefängniß Sitzenden fürchtete. Als sie daher in den großen Tannenwald kamen und von dem Berge, auf welchem Ruma liegt, in den Grund hinabstiegen und nunmehr in den dicksten Wald kamen, wo ein Hügel auf den andern folgt und die Fahrt jezuweilen unter den Gipfeln der Gebirge in dem tiefsten Thale fortgeht, berief der Lieutenant seine Leute und ermahnte sie, gleichwie vor einer Schlacht, bei Allem, was ihnen zustößen möchte, das Ihre nach Pflicht und Schuldigkeit zu thun; ja er ertheilte ihnen Ordres auch für den Fall, daß ein Schuß ihn selbst treffe und sein Commando damit aufhöre. Alle schworen, ihre Schuldigkeit zu thun. — Solche Wald- und Gebirgsdefilées hatte Deutschland vor 150 Jahren und solche

ernsthafte Sache war der Transport eines Gefangenen durch dieselben.

Nickel List lächelte wehmüthig, als er es hörte und versicherte, sie könnten ohne Sorge reisen, da seine Leute keinen Anführer hätten. „Ja wäre ich dabei, leuchtete sein Auge auf, und mein Schwarz und mein Fährndrich Schmidt, dann solltet Ihr mit Recht fürchten!“

Die links auf den Höhen sich Weg brachen, sahen plötzlich einen bewaffneten Mann als Schildwacht oder auf der Lauer stehen. Der Wind, der ihnen entgegenkam, verhinderte, daß er sie hörte. Aber als sie die Hähne ihrer Musketen spannten, wandte er sich rasch um und sprang ins Gebüsch. Sie riefen ihm zu stehen und drohten, Feuer zu geben. Der Mann lachte höhnisch, sie sollten nur schießen, bald würden ihrer mehr da sein, und verschwand im Dickicht. Seine Drohung schien bereits im Walde hinter Groß-Ebersdorf in Erfüllung zu gehen, als bei einer Wendung des Weges eine beträchtliche Anzahl Reiter links am Holze aufpostirt stand. Die Lüneburgischen hielten still, schon legten die Musketiere an und die Grenadiere hielten ihre Granaten fertig, als das Mißverständniß glücklicher Weise noch zu rechter Zeit entdeckt und unnützes Blutvergießen gehindert wurde. Es waren gräßlich reußische Reiter, welche dem Zuge zum Convoi vom Grafen entgegengesandt waren. Doch erfuhren sie in der nächsten Nachtherberge, daß von Nickel's Spießgesellen allerdings ein Anschlag zum Angriff gemacht worden, und man die Leute sich bitter beklagen gehört, daß er durch die Wachsamkeit der Lüneburgischen vereitelt worden. Diese umständlichere Schilderung des Gefangenentransports möge uns der Aufgabe überheben, den damaligen Sicherheitszustand und die Polizei mitten in Deutschland zu beschreiben; zugleich aber

auch unsern Lesern die ganze Bedeutung des furchtbaren Nickel List ins Auge stellen.

Endlich erreichte man Leipzig und die Escorte schöpfte Athem. Die gefährlichsten Gegenden, wo Nickel's Anhang am mächtigsten war, waren hier passiert. In der Vorstadt ward gelagert und man empfing daselbst die leipziger Verhafteten und den Commissarius Dietrich, der den Andreas Schwarze unter ähnlicher Bedeckung und Vorsichtsmaßregeln aus Weimar dahin transportirt hatte. Ein ergreifender Auftritt fand hier statt. Der kecke, jugendlichmuthige Andreas Schwarze hatte bis auf diesen Augenblick Alles geleugnet. Als er in seinen Ketten vom Wagen sprang, ließ er seinen Bruder in Weimar grüßen und ihm sagen, er solle nur getrosten Muthes sein, er werde bald loskommen. „Kennst Du den Nickel List nicht?“ fragte ihn der Commissar. „Nein, ich habe nie von dem Kerl gehört,“ antwortete er. In dem Augenblick traten die Musketiery, die vor dem Angeschmiedeten gestanden, auf den Wink des Offiziers zurück. List sah traurig seinen getreuen Jäger an. Schwarze erschrak zuerst, entfärbte sich, nahm sich aber schnell zusammen und sprach: „Nein, den Mann kenne ich gar nicht. Er mag ein ehrlischer Kerl, er kann aber auch ein Schelm sein.“ List schüttelte wehmüthig den Kopf: „Ach Du guter Kerl, wenn Du erst die blauen Daumen bekommen hast, wie gut wirst Du mich kennen!“

Der weitere Transport lief ohne merkwürdige Zwischenfälle ab. Pante, Christian Müller und Andreas Schwarze betrugten sich munter, ja frech; Nickel List ernst und gefaßt. Er hatte sich ganz in sein Schicksal ergeben. Müller und Schwarze wollten von nichts wissen; nur Pante hatte schon zum Theil gestanden und war doch wohlgemuth geblieben. Er stichelte auf den goldbordirten

Jäger des gnädigen Herrn von der Mosel und tröstete ihn, wenn er traurig schien, daß sie sich ja dem gelobten Braunschweig näherten, wo es wieder Mumme zu trinken gäbe. Die Juden, welche man gleichfalls aus Leipzig abgeholt, die aber unterwegs schon an ein ander Gericht abgeliefert wurden, beteten oft laut, indem sie ihre Bücher vor sich hatten. Nickel List, der die jüdische Sprache verstand, verrieth jedoch, daß es keine Gebete seien, sondern Jeder den Andern anseure, auch auf der Folter nicht zu gestehen.

Die Escorte hatte in diesen Gegenden nicht mehr vor Angriffen auf der Hut zu sein, wol aber vor der Zudringlichkeit des neugierigen Volks. Meilenweit strömten sie aus den Städten dem Zuge entgegen, um den großen Nickel List von Augen zu sehen. Besonders als er sich dem Orte seiner Bestimmung näherte, war die halbe Bürgerschaft auf den Beinen, den Mann, der mit Federhut und bordirtem Rocke, mit goldenen Ringen und kostbaren Edelsteinen vor Kurzem das Erstaunen der Aermern war, jetzt statt der goldenen mit eisernen Ringen, um die Hände gespannte Armbänder, schweren Fesseln an den Füßen, und statt der goldstrogenden Lakaien mit finstern Schergen einziehen zu sehen.

Der Schlüssel zu dem geheimnißvollen Buche war mit Nickel List's Geständniß gefunden. Er leugnete und widerrief nicht mehr. Wie ein großer Charakter, den die Verhältnisse nur auf die Verbrecherbahn stießen, war er fest und trozig geblieben, so lange er Kraft dazu in sich fand. Nachdem er aber einmal dem Schmerz erlegen und vor der sittlichen Macht sich gebeugt hatte, versuchte er nicht wie die andern gemeinen Verbrecher

durch Winkelzüge und neuen Troß zurückzuspringen. Wie er ein vollkommener Verbrecher gewesen, war er nun ein vollkommener Reuiger, der mit Offenheit, so weit sein Gedächtniß reichte, dem Richter Alles bekannte.

Aber leider ist sein Bekenntniß doppelt lückenhaft. Schon Hösmann klagt, daß er, als gerichtlich bestellter Beichtvater, nicht nähere Nachforschungen über das Jugendleben dieses merkwürdigen Verbrechers eingebracht, und die nähern Data über die Uebergänge vom Guten zum Bösen. Die damaligen Richter werden sich ebenso wenig Mühe deshalb genommen haben. Hier ist indessen der Phantasie Raum gelassen, die psychologischen Lücken sich zu ergänzen. Aber ebenso wenig ist uns aus List's Bekenntnissen, als denen seiner Gesellen eine klare Anschauung von dem Zusammenhange der großen Gaunerverbindung geworden. List ist ein Meteor, das unter ihnen aufleuchtete, er hat sie aber nicht gegründet, er hat sie nur in Schwung gebracht und wie ein Paladin Heldenthaten vollbracht, aber die Tafelrunde, deren ersten Platz er einnahm, war älter. Auch war sein Genie nicht von der combinirenden und gesetzgeberisch schöpferischen Kraft, um eine solche Verbindung zu constituiren und zu reguliren. Er war der Mann der That und des Augenblicks, darin unvergleichlich, aber kein Speculant, wie er kein Betrüger war, sondern nur zu oft der Betrogene.

Ebenso wenig empfangen wir das nöthige Licht aus den Bekenntnissen seiner rohern Spießgesellen. Theils fehlte ihnen der Ueberblick, theils ging nicht darauf die Untersuchung, indem die Inquirenten von der Last der Actenstücke über die einzelnen Diebstähle erdrückt wurden. Auch der Biograph der Verbrecher und ihres Processes hielt sich kaum über dem Wasser, und statt durch ihn einen Ueberblick der ganzen Verhältnisse zu erhalten,

haben wir alle Anstrengung nöthig, indem wir ihm folgen, uns selbst vor dem Ersticken in den Details zu retten. Was wir aus den Acten über die einzelnen Diebstähle an Resultaten gewonnen zu haben glauben, wollen wir später aneinander reihen. List's eigenes Leben bleibt der Hauptfaden (doch nur von da, wo er anfängt), den wir zu verfolgen uns begnügen; denn es kann nicht unsere Aufgabe sein, die summirte Geschichte jedes einzelnen nächtlichen Einbruchs, jeder Verfolgung und Flucht, ja auch wol jeder Verabredung zu einem Verbrechen, welches die Umstände vereitelten, unsern Lesern aufzutischen. Auch von den Lebensläufen seiner Spießgesellen hat nur das Charakteristischere zu unserm Zwecke Anspruch auf Mittheilung.

Nickel List war der Sohn armer Tagelöhner. Geboren 1656 zu Waldenburg bei Zwickau, im Gebiete der damaligen Reichsfreiherrn von Schönburg-Waldenburg, zeigte er schon früh in der Schule einen fähigen und scharfen Verstand. Der Mangel an allen Mitteln zwang ihn aber, die Studien zu verlassen und in Dienste vornehmer Herren zu gehen. Er führte sich überall gut auf, ward namentlich an einem gräflichen Hofe ein vorzüglicher Reiter, ging darauf in Kriegsdienste und focht — für den Preußen von Interesse — unter den brandenburgischen Truppen und unter der wackern Reiterschär, welche, unter dem Prinzen von Homburg, die Schlacht bei Fehrbellin entschied, und damit den preußischen Kriegsrühm begründeten.

Später machte er die Feldzüge im Elsaß gegen die Franzosen, in Ungarn gegen die Türken mit, und war bei der blutigen Belagerung der Stadt Ofen. Mit Muth

und Klugheit begabt, zeichnete er sich überall vortheilhaft aus. Endlich, des Krieges müde, verheirathete er sich, ließ sich zu Ramsdorf häuslich nieder und trieb die Schankwirthschaft. Hier erwachte in ihm wieder die alte Liebe zu den Wissenschaften. Er studirte mit Eifer den Theophrastus Paracelsus und andere Bücher über Chemie, sammelte Recepte und erwarb sich wirklich einige Kenntniß von Krankheiten und ihrer Heilung. Auch practicirte er hie und da bei Freunden, die ihn mit dem Doctortitel beehrten. Ihn sich selbst anzumäßen, von diesem Verbrechen erhielt sich Nickel List frei.

Aber der Betrieb der Schankwirthschaft wurde sein Verderben. Er konnte nicht lauter ehrliche Leute beherbergen und machte die versüßenerische Bekanntschaft verschiedener schon berühmter Gaudiebe. Sein Verdienst warf ihm nicht die Kronenthaler und Dukaten ab, mit denen diese spielten. Ein ehemaliger Student aus Desterreich und ein abgedankter Wachtmeister waren seine Verführer. Sie beredeten ihn zur Theilnahme am Einbruch bei einer Frau von Tettau unweit Plauen, wobei 5000 Thaler gewonnen wurden, und auf seinen Theil 1200 Thaler fielen.

Von nun an war er verstrickt und konnte doch seines Geldes nicht froh werden. Ein Anderer, der um die That gewußt und sie nicht angegeben, foderte seinen Antheil für die Verschwiegenheit. Da er die Andern nicht fassen konnte, hielt er den im Lande angefessenen Schenkewirth für solidarisch verpflichtet. List mußte zahlen; aber wie viel er auch zahlte, er konnte die Wissenschaft der schlimmen Gesellen um seine Schuld nicht zurückkaufen. Sie überfielen, als er fort war, sein Haus zu Sieben und lagerten sich als Executoren sieben Tage ein. Sein Weib mußte Alles geben, was in Keller und Kammer

war, viel Geld dem eigentlichen Gläubiger und Gebühren den andern Executoren. Es scheint auch nicht, daß sie als eine andere Penelope wenigstens das Einzige für sich behielt, was diese für ihren Gatten aufbewahrte. Zum zweiten Male ward sein Haus Nachts überfallen; diesmal waren darunter der Student aus Desterreich, Lorenz Schön's Bruder und List's späterer Gesell, der schreckliche Christian Müller. Schon damals galt List für einen ganz besondern Mann, denn Christian Müller lud beim Hinritt zur Einlagerung in seine Pistole einen silbernen Knopf, weil es verlautete, daß List und seine Leute fest seien.

Sie nahmen ihm bei diesem zweiten Besuch mehrere hundert Thaler und seine Pferde, seiner Frauen Kleider und die türkischen Münzen, die er aus Ungarn als werthvolle Reliquien seiner Kriegsdienste mitgebracht hatte. List, voller Verdruss über diese Plackereien, verließ Ramsdorf und kaufte mit dem Wenigen, was ihm geblieben war, das Wirthshaus zu Beutha, im Hartensteinschen, um zu versuchen, ob er hier endlich Ruhe finde. Aber die Gaudiebe fanden ihn auch hier auf, und was schlimmer war, seine Frau hatte durch die oftmaligen Einlagerungen der fremden Gesellen Geschmack an ihnen gefunden. Sie brachte ihm durch ihr üppiges Leben noch den Rest seines Vermögens durch.

Da faßte er in der Verzweiflung einen raschen Entschluß: um sich vor den Dieben zu retten, ging er unter die Diebe. Er war ein willkommenener Recrut, ein Mann von Ruf, von Klugheit und bewährter Tapferkeit, der schon als Dilettant mit dem Brecheisen im Keller der Frau von Tettau sein Probestück abgelegt hatte; also erschwerte man ihm nicht die Aufnahme, und bald that er sich unter den Ersten hervor durch den Scharfsinn seiner

Plane und die große Geschicklichkeit, Schnelle und den Muth in der Ausführung. Namentlich lernte er bei den Juden, die zur Verbindung gehörten, die Kunst, Schlüssel in Wachs abzubücken und sie später auszuheilen; bald aber übertraf er seine Meister. Weil man nicht immer einem Schmied die Arbeit anvertrauen durfte, mußte er auch das Löthen erlernen. Er erfand dazu einen eigenen Handgriff, und führte stets eine kleine Maschine und einen Blasebalg bei sich, die er in den Wirthshäusern in der verschlossenen Stube gebrauchte. So hoch schätzte er dieses Kunststück, daß er später auch seinen vertrautesten Freund und Diener nicht zusehen ließ, wenn er in der Arbeit war. In der Kunst, Vorhängeschlösser jeder Art in Geschwindigkeit und fast ohne alle Instrumente zu öffnen, leistete er Dinge, die in jenen Zeiten ihm den Ruf eines Zauberers verschaffen mußten. Noch am Tage vor seiner Hinrichtung legte er im Gefängniß eine Probe davon ab. Ein starkes Vorhängeschloß schloß die Ketten um seine Arme, ein noch größeres die Eisenstangen an seinen Füßen. Auf den Wunsch eines vornehmen Beamten, der in des Predigers Begleitung ihn besuchte, machte er in wenigen Secunden und in Gegenwart dreier Zeugen sich von den Ketten und den Schlössern los. Um das erste Schloß zu öffnen, brauchte er nur einen Bindfaden, zu dem zweiten einen kleinen Pflock. Allen Ernstes versichert uns Hosmann, daß List, seiner besten Uebersetzung nach, von magischen Künsten nichts verstand, sondern Alles seinem „hurtigen Verstande“ und der Geschicklichkeit seiner Hände verdanke.

In seiner neuen Eigenschaft zog er zuerst unter dem Titel eines Pferdehändlers im Lande umher. Seinen ersten, größern Einbruch — diesmal nur durch Einsteigen in ein Fenster — verübte er 1694 im November auf

dem Schlosse des Reichshofraths Freiherrn von Meusebach zwischen Gera und Schleiz. Die Namen seiner damaligen Complicen verschwinden vor den berühmten Namen der spätern. Sein Antheil waren acht Pfund Silber, die er à Pfund 13 Thaler an die Juden verkaufte. Aber seine Name, als Gaudieb und Räuber, wurde bald berühmt, seine Schenke zu Beutha ward zum Diebesnest. Die schönburgischen Gerichte beschloßen, sich des gefährlichen Mannes zu versichern. Um Ostern 1696 rückte der Landrichter mit 22 Mann vor das Wirthshaus vor Beutha. Nickel war kaum aus dem Schläfe nach einer völlerischen mit seinen Kumpanen durchschwärmten Nacht aufgewacht, als er die drohende Gefahr, und an ihrer Spitze den ihm persönlich verhassten Landrichter in sein Haus dringen sieht. Noch wüth und verstört reißt er die Pistolen von der Wand. Der Landschöppe zu Hartenstein, Christian Kneuffler, sieht seinen Vorsatz, er will ihm in den Arm greifen, es zu hindern, aber dabei geht die Pistole los und die Kugel ihm tödtlich durch den Leib. Nickel ergriff nun die andere Pistole und wollte, blos um die Andern zu schrecken, ins Blinde hinauschießen. Eine zweite, nicht vorhergesehene Wirkung, auch die Kugel dieser zweiten Pistole fährt einem Unschuldigen, dem Hofschlächter Gottfried Locardt, durch den Hals.

Nachdem die Arrestation zwei blutige Opfer gekostet hatte, ohne daß 22 Mann einen Einzigen aus dem Schläfe Erwachenden in ihre Gewalt bekommen, ergriffen die übrigen 20, von panischem Schrecken gejagt, mit Bequemlichkeit die Flucht, und — Nickel List konnte nun auch fliehen. Die Umwohner von Beutha — ob er sie, der Diebesmarime entgegen, nicht geschont hatte? — stürmten auf sein verlassenes Haus los, brachen es ab,

schleiften und machten es der Erde gleich, um durch nichts mehr an den verruchten Räuber erinnert zu werden. Er selbst, von nun an unsät und flüchtig, hatte seine Heimat nur noch in fremden Herbergen unter fremden Namen. Er war durchaus auf den Erwerb durch Raub und Diebstahl angewiesen; aber der Volksglaube, der schon dem ehemaligen Kriegermann galt, ging nun auch auf alle seine Genossen über, daß er eisenhart und kugelfest sei.

Nickel trieb jetzt meist um Leipzig sein Wesen, wo die jährlichen Messen reiche Nahrung boten. Sein Hauptquartier schlug er in der Regel in der berühmtesten Herberge zu Stedten, an der Grenze des Weimarschen, auf, wo er den Wirthssohn Hans Ernst Buttelsedt verführte und zur Bande angeworben hatte. Unter dieser finden wir bald als Haupthelden den Christian Müller, den Kleinen und den großen Leopold, den langen Hans, den Kesselpeter, den Gottfried Müller aus Dresden, den Hahntoffel, den Hirtentoffel, Schilling, den Corporal Barthel, den (Cornet) Lorenz Schön und Andere. Alle scheinen beritten gewesen zu sein, aber nicht zu Straßenanfällen, sondern zu nächtlichen Einbrüchen. Pistole, Messer und Degen an ihrer Seite war immer bereit zur Nothwehr, aber selten oder nie zum Angriff. Dazu diente das Brecheisen, welches in Nickel's Hand unwiderstehlich war. Die Pferde dienten, um die Bande in nächtlicher Weile schnell nach dem einsamen Hofe oder an die alte Mauer zu bringen, wo sie unter guter Obacht blieben, bis sie, nach vollbrachter That, zum schleunigen Rückzuge dienten. Zuweilen ward auch ein Leiterwagen mitgebracht, wenn schwereres und umfangreicheres Gepäck auszuladen war. Denn immer wurden diese Einbrüche mit gutem Vor-

bedacht und erst nach genauen Erkundigungen, ob es sich auch lohne, und nachdem die ganze Gelegenheit erspäht und wo möglich die Schlüssel in Wachs abgedrückt waren, ausgeführt.

Selten geschah etwas als ein Impromptu. Vielmehr trat Einer oder der Andere als sogenannter Angeber auf, d. h. er zeigte den Verbundenen an, daß da und dort etwas liege, was sich der Mühe großer Vorbereitungen lohne. In der Regel schlich sich alsdann ein Mitglied der Bande ins Haus als Hausfrier, Gast oder heimlich über oder unter der Mauer, um die Schlüssel der Thüre in Wachs abzudrücken. Nach der Probe wurden Nachschlüssel gearbeitet, eine Arbeit, über die oft mehrere Wochen vergingen. Wenn Thüren und Gewölbe erbrochen waren und der Schatz in den Händen der Räuber, wurde Alles fortgeschleppt, was man der Mühe für werth hielt. Ließ sich nicht Alles in einer Nacht fortbringen, so kam man in der nächsten wieder, nachdem man alle Spuren entfernt hatte, welche die erste Anwesenheit verrathen konnten. Die geräuschlose Art, mit der viele dieser Einbrüche ausgeführt wurden, gab dem Glauben, daß List mit übernatürlichen Kräften begabt sei, immer mehr Nahrung. Selbst seine Richter waren deshalb in Zweifel. So brach er in Arnstadt durch die Mauern in eines Krämers Haus und öffnete mit einem Brecheisen die Geldkasten, ohne daß der Krämer und seine Frau, die dicht am Gewölbe schiefen, ein Nachtlicht brennen und sonst keinen festen Schlaf hatten, etwas davon hörten. Die Leiterwände des mitgebrachten Wagens wurden gebraucht, um über die Stadtmauern oder in die Fenster zu klettern. Getheilt wurde erst in der nächsten sichern Schenke, und wie die Raben und Krähen über der Theilung des Wildes nach altem Jagdrecht umher-

flattern, um ihren Antheil zu erhalten, so fanden sich hier jedesmal auch sogleich die Juden ein, nur daß sie nicht wie jene mit dem Wegwurf sich begnügten, sondern in der Regel durch den Ankauf der Pretiosen um geringe Preise den besten Theil der Beute für sich schluckten.

Nach dem Volksglauben hatte Nickel List seine Bande so organisirt, daß er Niemanden ohne strenge Prüfung aufnahm. Dazu gehörte, daß der Candidat die ersten Grade der Folter ausstehen mußte, zu welchem Behuf er im Keller seines Hauses die vollständigen Marterwerkzeuge bereit hatte. Schon dieser Umstand spricht gegen die Wahrheit des Gerüchtes. Als Nickel ein Räuber von Profession wurde, hatte er kein Haus mehr. Aber seine Eigenschaft als anerkannter Räuberhauptmann ist überdem sehr zweifelhaft. Er erscheint nur, wo er auftritt, als der *primus inter pares*. Er war der Geschickteste, der Glücklichsste, also berief man ihn bei allen großen Unternehmungen, und übertrug ihm nur bei den einzelnen Expeditionen, wie die alten, freien Germanen ihrem Herzoge, den Oberbefehl. Auch da hatte er mit der Insubordination seiner Genossen zu kämpfen, erhielt bei der Theilung nicht den Löwenantheil, und ward noch oft um seinen gewöhnlichen betrogen. Zuweilen führten aber auch andere der Genossenschaft den Oberbefehl, wie Christian Müller.

In der Regel war die Vorausberechnung so geschickt, daß man nur mit Lust und Mauern zu kämpfen hatte. Wenn später auch Gewalt gegen Personen hinzukam, so waren dies nur Ausnahmefälle; sie zeigen aber, mit welcher Entschlossenheit die Gesellen zu Werke gingen, und sich dabei nicht so leicht abbringen ließen. In einer Nacht vor dem Christfest 1696 brachen Nickel List und

Etliche in die Pfarre zu Schlettau bei Halle. Mit Degen, Pistolen und Brecheisen drangen sie in des Pfarrers Schlafgemach. Während List die Kasten ausbrach, hielten die Andern den Pfarrer, seine Frau und die Magd in ihren Betten. Trotz der Drohung, man werde ihren Mann hängen, schrie die Pfarrfrau aus allen Kräften und zwei vorübergehende Bauern liefen, um Lärm zu machen, ins Dorf. Andreas Luci, der Drachensfüßer genannt, einer der gefährlichsten Diebe, welcher draußen bei den Pferden Wache hielt, meldete es sogleich. Aber die Beute war zu lockend. Erst als der Drachensfüßer zum andern Mal hineinschrie: „Die Bauern kommen!“ ergriff man die Flucht. Einer der Gesellen gab auf die Angreifenden Feuer, was diese zerstreute, und sie ritten mit der vollen Beute bis in die Gegend von Eckartsberge, wo sie noch in derselben Nacht diese theilten.

In einer andern Nacht, als sie zu einem Abenteuer im Magdeburgischen ausgeritten waren, wurden sie auf der Streu in der Schenke vom Voigt und einigen Bauern angehalten. Es war außer Nickel List, Lorenz Schöne (der Cornet), der kleine Leopold, Gottfried Müller von Dresden und der Drachensfüßer. Sich ergeben war nicht ihre Sache. Munter geworden unter den Schlägen der Bauern, setzten sie sich zur Wehr, ein blutiges Gefecht entspann beim Schein der Laterne. Von drei Schüssen fiel der Voigt und die Mehrzahl der Räuber erreichte ihre Pferde. Nur der Drachensfüßer war aus Angst unter den Tisch gekrochen, aber auch er entkam, wenn gleich ohne Hosen. Bei der Flucht commandirte Nickel, sie sollten zugleich auf den Angriff bedacht sein, da dies, besonders gegen Bauern, der sicherste Rückzug wäre.

Im August 1697, als Nickel in der erwähnten Diebs-

herberge zu Stedten von seinen Thaten ausruhte, traf er daselbst einen schönen jungen Menschen, der, um eines Todtschlags willen flüchtig, auf der Flucht seinen Fuß verrenkt hatte, und sich hier in der vertrauten Stille curiren ließ. Es war Andreas Schwarze aus Weimar. Mit seinem richtigen Blick erkannte er in ihm den Mann, den er brauchte, vielleicht auch den, den er lieben konnte. Andreas, ein Jüngling von rühriger Thätigkeit und Löwenmuth, ward unter dem Namen Moritz Richter sein Diener, Jäger und unzertrennlicher Begleiter und Freund. Ein genauer Contract wurde stipulirt. Andreas, ein freies Mitglied der Bande, trat nur für seine Person in Nickel's Dienste, und für die glänzende Jägerlivree, gute Kost und den Unterhalt seines Pferdes cedirte er seinem Herrn die jedesmalige Hälfte seines Beuteantheils. Von jetzt an bildete er sich einen herrschaftlichen Hausstaat und nannte sich Johann Rudolph von der Mosel.

Auch zwei leipziger Studenten, Brätkner und Melsius, fanden sich zur Bande. Sie scheinen es aber nicht weit gebracht zu haben, und ihre Namen verschwinden wieder. Ihr Rath, beim Professor Pfaug Hausfuchung zu halten, bewährte sich nicht. Obwol Nickel List sich dazu bequemt, mit den Studenten ein Collegium des Professors zu hören, fand man doch außer Briefen und Scripturen so wenig, daß es sich der ungewöhnlichen Anstrengungen nicht verlohnte. Besser war ihr Rath, bei einem Herrn Fleischer in Leipzig einzubrechen, wo Erkleckliches gewonnen wurde; noch mehr bei einem Einbruch, den gleichfalls beide Studenten angegeben, in der Paulinerkirche daselbst. Die darauf verwandten Unkosten waren aber so groß, daß auf jeden Theilnehmer nur 20 Thaler kamen. Melsius ging auch für die Bande bei den Predigern auf dem Lande umher, um die Ge-

legenheit auszuforschen; doch hatten die darauf folgenden Einbrüche nur geringe Resultate.

Der Einbruch in den Dom von Naumburg brachte verhältnißmäßig auch nicht genug, um seinen neuen Stand aufrecht zu erhalten (doch hatte er von da den schönen Türkisring, den er später der Sien schenkte); reichere Ausbeute lieferte ein sehr berühmter Einbruch auf dem Gute des Herrn von Mindwig, Lindenau, wo, nach Abzug von 300 Thalern für die Angeber (zwei Wirth und ein Müller aus der Gegend!), jeder Theilnehmer 800 Thaler erhielt. Jetzt aber bereitete sich seine großartige Thätigkeit im nördlichen Deutschland vor.

Sein Ruf, besonders Schlüssel anzufertigen und die künstlichsten Schlösser zu öffnen, war weit durch das ganze Deutschland verbreitet. Juden in Hamburg hatten durch einen getauften Juden, den nachmaligen Stadtsoldaten Vinzenz, ermittelt, daß in das Domgewölbe ein ungeheurer Schatz, eine Tonne Goldes werth, getragen worden. Vergebens hatten sie schon zwei Jahre ihre eigene Kunst versucht; ihre Schlüssel reichten nicht aus, um die Thüren zu eröffnen. Auch der berichtigte Christian Müller, der früher selbst den Nickel List gebrandschagt, war von ihnen dazu berufen worden und hatte es nicht zu Stande gebracht. Sie wandten sich daher an den berühmten Nickel List nach Süddeutschland, ob er sich dem Unternehmen unterziehen und es dirigiren wolle? Nickel List stand keinen Augenblick an, diesem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten. Er schied von seinen andern Genossen, die er vielleicht nicht für geschickt genug hielt, um in einem fremden Lande mit Vorsicht und Geschick zu operiren, ordnete seine Reiseangelegenheit, nahm 200 Dukaten Reisegeld mit und begab sich, als Herr Heinrich

Rudolph von der Mosel, nur von seinem treuen Jäger begleitet, nach Hamburg.

Die Sache dort kam bald in Richtigkeit, und was Andern unmöglich schien, gelang dem Herrn von der Mosel nach einer geringen Anstrengung. Die Compagnie, in deren Auftrag er gekommen, bestand aus dem Juden Moses Hoschenak, Schimmeku, dem großen und kleinen Leopold und einem Liepmann. Dazu fand sich noch Lorenz Schöne und seine Frau und Gottfried Müller aus Dresden. Leipzig war die große Börse, wo das Unternehmen schon längst unter den Kunstverständigen besprochen war; man darf sich daher nicht wundern, daß auch Freiwillige sich einfanden. Nickel List fragte nicht nach der Möglichkeit, er, der schon oft darin Getäuschte, fragte, ob die That sich lohne? Ernsthaft wurde der Stadtsoldat Vinzenz, der mit geholfen die Kostbarkeiten in den Dom zu tragen, auf Schwanke's Saal nach ihrem Werthe inquirirt. Er setzte seine Ehre und Seligkeit ein, daß sie an eine Tonne Goldes werth seien. Durch dies Zeugniß beruhigt, ging Herr von der Mosel an die Arbeit. Einige Schlüssel löthete ein Schmied in Altona, andere feilte er selbst mit den Juden aus, und der Einbruch geschah ohne erhebliche Schwierigkeit. Dennoch fand sich Nickel List getäuscht. Der Geldeswerth alles Geraubten, Tages darauf den Juden verkauft, betrug keine Tonne Goldes. Er ging überdies in neun Theile, und außer 60 Dukaten Reisebiäten, die ihm die Compagnie auszahlte, betrug sein Antheil nur 30 Thaler, die 15 Thaler hinzugerechnet, welche er als die Hälfte des Antheils seines Jägers einzog, war also sein ganzer Erwerb nur 45 Thaler! Das verlohnte nicht die Reise nach Hamburg, die große Versäumniß an Verdienst im südlichen Deutschland. Um

sich einigermaßen zu entschädigen, unternahm er in einer nächsten Nacht auf eigene Hand, ohne daß Jemand darum wußte und nur von seinem treuen Andreas begleitet, einen zweiten Einbruch im Dom, gewann aber dabei nur Wäsche und Garderobestücke.

Obgleich die Expedition nach Hamburg noch nicht der Culminationspunkt seines Ruhmes war, war sie doch mit ein Grund seines Untergangs. Auf Schwanke's Saal hatte er Anna von Sien kennen gelernt und Beide hatten sich von einander angezogen gefunden. Die schöne Frau verließ ihren letzten Galan, den Juden Liepmann, und zog von nun an mit dem Herrn von der Mosel, als dessen Ehegattin, umher. Seine Neigung zu ihr und ihre Ueppigkeit und Verschwendung foderten immer neue Opfer und neue Anstrengungen, Geld zu schaffen.

Auf einen Brief Peermann's an Anna von Sien, „daß sie kommen möchte, weil in Braunschweig etwas zu verdienen sei,“ reiste er mit ihr zu dem ihm bis da unbekannten Regimentsquartiermeister nach Wunstorf. Hier und in Blumenau ward der Einbruch in der braunschweiger Katharinenkirche vorbereitet. Die hauptthätigen Personen dabei waren außer List, seiner Courtisane und seinem Jäger, Lorenz Schön und seine Frau, Michel Kaiser, der Rothkopf, demnächst Schwanke, Otto Müller, Jonas Meyer, Peermann und Pante. In zwei Nächten räumten sie das ganze Gewölbe aus, wobei ihnen zu Hülfe kam, daß sie in dem zuerst aufgebrochenen Kasten die Schlüssel zu den übrigen fanden. Aber zu seinem größten Verdruß fanden sie den schweren eisernen Kasten, auf den sie zumeist gehofft, mit Ziegelsteinen gefüllt! Auch als sie zu Blumenau theilten und die von Jonas Meyer gewissenhaft taxirten kostbaren Kleidungsstücke unter einander verauctionirt hatten, kam, nach Abzug aller

Zeher- und Fuhrkosten, so wenig heraus, daß auf des Herrn von der Mosel Antheil nur 100 Thaler fielen. Er ließ sich darüber aufs Aeußerste unmuthig gegen die Sien aus und versicherte, „um eine solche Bagatell“ solle man ihn nicht wieder nach Braunschweig locken!

Dennoch, wie wir wissen, verstand er sich nach der Trennung von Peermann, Pante, Kaiser und Jonas Meyer, noch zu einem großen Unternehmen in Niedersachsen; doch auch hier erst, nachdem er aus glaubwürdiger Zeugen Munde die Ueberzeugung geschöpft, daß die goldene Tafel eines solchen Wagemuths werth sei. Auch war die Aussicht auf Ertrag hier günstiger, da er, statt mit so vielen Helfershelfern, nur mit Schöne und dessen Frau, seiner Concubine, dem Neuling Schwanke und seinem treuen Andreas zu theilen hatte. Wie die That glückte, wissen wir aus dem Obigen. Die Beute war sehr groß, obgleich beim Raube selbst durch die Eier, mit welcher die Räuber Edelsteine, Perlen und Goldblech theils mit den Händen, theils mit Eisen von der Tafel herunterrissen, viel verloren ging. Auch war die Theilung unordentlich, Schöne hatte mehre der goldenen Strahlen heimlich zu sich gesteckt, die Sien Perlen, auch sein Andreas, und um mehre Edelsteine, die auf Nickel's Antheil gefallen, wurde er durch die Juden in Hamburg geprellt, die sie für unecht erklärten und ihm ein Spottgeld dafür zahlten. Doch betrug sein Antheil 220 Species Dukaten und 200 Thaler Silber. Aber er mußte, wie angegeben, aus Furcht vor Entdeckung, den größten Theil seines Erworbenen zu Hamburg im Stich lassen. Noch späterhin ward ihm dieser Raub verkümmert. Der große Leopold, ein Jude, hatte die Beraubung der goldnenen Tafel längst im Sinne gehabt. Kist war ihm zuvorgekommen. Leopold gerieth darüber in der Nähe von

Bunsiedel mit ihm in den bittersten Streit, der mit einer „Karbatschenprügelei“ endete. Als Jener in Hof saß, war es Leopold, der zuerst gegen ihn wegen jenes Einbruchs, an den Niemand in Franken dachte, denunzirte.

Wie glänzend seine Thaten in Niedersachsen auch waren und ihm in der Gaunerwelt unsterblichen Ruhm verschafften, so war dort doch nicht sein Boden. Die vornehme Rolle, die er spielen mußte, kostete einen Aufwand, der mit dem Ertrage in keinem Verhältnisse stand; auch mußte er zu vielen vornehmen und fern stehenden Helfershelfern abgeben, und das Erübrigte den dort sehr gewöhnlichen Juden zu unverhältnißmäßig geringen Preisen ablassen. Der eigentliche Boden seiner Thätigkeit war Obersachsen, hier kannte er Land und Leute, und konnte minder glänzend, aber sicherer auftreten. Nach jenen brillanten Gastrollen in Niedersachsen, ging er daher über Lübeck, Mecklenburg und Berlin an seine gewohnte Thätigkeit und brach, ohne große Vorbereitungen und ohne zu große Gefahr, mit seinen Vertrauten — als da sind jetzt sein Andreas Schwarz, der kleine Leopold, der kleine Franz, der alte Hahntoffel, der Hornnickel (Hans Krause, später in Hof gehängt), der Schöne, der Fährndrich Schmidt und der Scharfrichter Bieritz (eine neue Figur) — bei Krämern, Gastwirthen, Predigerswitwen nächtlich ein. Aber auch am Kircheneinbruch hatte er seit Hamburg, Braunschweig und Lüneburg Geschmack bekommen. Es wird ihm als das gottloseste Vergehen angerechnet, daß er „seine diebischen Klauen“ auch an die Kirche von Waldenburg, seine eigene Heimat, legte. Als er in die Kirche von Bunsiedel brach, wurde Hans Krause auf einem alten Thurm in der Nähe als Wächter ausgestellt. Der Diebstahl (in der Nacht vom 14. Juli 1698) gelang

und die Räuber erreichten mit ihrer Beute glücklich wieder ihre Pferde im Busche, aber sie genossen nicht die Früchte ihrer Arbeit. Nickel List's Maß war voll und der Erwerb aus Wunsiedel kam wieder an die beraubte Kirche zurück.

„Länger konnte nun der gerechte Gott,“ sagt unser Berichterstatter, „solchem fast nie erhörten Kirchenräuber und Erzdiebe nicht mehr zusehen. Endlich hatte er seinen Bogen gespannt und zielete, und hatte darauf gelegt tödtliche Geschosse. Seine Pfeile waren zugerichtet zum Verderben, mit welchen er den in allen Jahrbüchern mit schwarzer Kohle anzudehnenden schwarzen Nickel List mitten in seinem Lauf traf, und anhielt, und ihm gleichsam zurief: Bis hierher sollst Du kommen und nicht weiter.“

Als die Genossen von Wunsiedel fortritten, meldete ihnen ein Zuträger, daß, wenn sie bei Hof durchs Wasser kämen, sie auf leichte Weise die Kasse des markgräflichen Umgeldsadjuncten Schmidt erbrechen könnten. Sie gingen darauf ein, und machten sich sofort von Roßbach aus auf den Weg. Es war Nickel List, Hans Buttelsädt, der Hornnickel (Hans Krause), der kleine Leopold und noch Einer. Nickel List ließ das Wasser von Zweien, die er vom Roß steigen und zu Fuß vorausgehen hieß, untersuchen. Sie fanden es nicht gangbar, und machten deshalb in der nächsten Nacht einen offenen Angriff von der festern Landseite aus. Felsenmauern und Eisengitter waren für Nickel's Geschicklichkeit schwache Schranken. Sie brachen unentdeckt ein und beraubten mit aller Bequemlichkeit die Kasse und die andern dort aufbewahrten Schätze. Ebenso ungehindert schafften sie ihre Beute auf die Rosse und ritten damit nach der neuen Schenke, wo jene sofort getheilt und alle Beutel und Papiere ver-

brannt wurden, welche zur Entdeckung hätten führen können.

Aber die Natur foderte, nach so langer Kraftanstrengung, ihr Recht. Sie hatten zwei Nächte nicht geschlafen und Nickel legte sich mit Leopold und dem Andern im obern Zimmer auf die Streu; Hornnickel und Buttelsädt warfen sich in den gegenüberstehenden Heuboden ins Heu. Noch lagen sie in süßer Ruhe, als des Morgens bewaffnete Reiter an das Hofthor pochten. Sie fragten nach fünf Reitern, welche, mit Packen hinter sich, gestern Abend hier eingekehrt sein müßten. Der Wirth leugnete anfangs, von solchen Leuten etwas zu wissen, aber als man ihm, die Pistole auf der Brust, die frischen Hufspuren, die nach dem Stalle führten, zeigte, wies er erschrocken nach dem Stalle und dem obern Zimmer. In Stille ward vor jenen eine Kette gelegt. Doch versäumte man, den Wirth selbst sofort festzunehmen. Es gelang ihm, List und seinen beiden Schlafgenossen einen Wink zu geben. Alle Drei sprangen augenblicklich von der Streu auf und schickten sich zur Flucht an. Inzwischen waren den ersten Reitern noch viel Bewaffnete aus Hof gefolgt, unter ihnen der Adjunct Schmidt selbst, welche das ganze Gehöft umzingelten, während die Erstern in das obere Zimmer drangen. Hier entspann sich ein Gefecht, und wären auch Buttelsädt und der Hornnickel hier gewesen, so läßt sich bei der Verwegenheit der Räuber erwarten, daß es ein blutiges und trotz der Uebermacht der Gegner ein zweifelhaftes geworden wäre. Der kleine Leopold und der Andere gaben augenblicklich mit ihren Pistolen Feuer auf die Angreifer, und der Adjunct Schmidt hatte, außer dem Unglück, beraubt zu sein, noch das, durch zwei Kugeln gefährlich getroffen zu werden. Die eine mußte ihm nachher am Rückgrat herausge-

schnitten werden, die andere behielt er für zeitlebens im Leibe. Eine traurige Zugabe der Bürgerpflicht älterer Zeit, die ihn ehrte und ihm das Recht gab, für sich selbst zu wachen und sich selbst Policei zu sein.

In der Verwirrung, welche Schmidt's Fall und die verzweifelte Gegenwehr der Räuber verursachte, gelang es dem kleinen Leopold und dem Andern, zu entfliehen. Sie retteten dabei noch über 400 Thaler. Hier zum ersten Male war es, wo den immer den Augenblick nutzenden Nickel List seine Besonnenheit verließ; oder war es die Schlafrunkenheit nach langer Ermüdung, die ihn verwirrte? Statt sich aus dem Fenster oder auf die Angreifer zu stürzen, wollte er zuerst seinen Rock anziehen. Darüber faßten ihn die von Hof. Noch versuchte er, seiner Behendigkeit und Stärke vertrauend, sich ihnen zu entwinden und hatte schon seine Waffen wieder in der Hand. Ein Mann, Johann Stempel, ergriff ihn noch einmal mit eigener Lebensgefahr. List drückte die Pistole auf ihn los, verwundete ihn an der Hand und schoß ihm mit Pulver in die Augen. Wieder schien er gerettet und feuerte noch verzweifelt auf seine Verfolger, als ein anderer starker Mann, Hans Wolff, mit einem Prügel ihn drei Mal zu Boden schlug, worauf die Andern über ihn herfielen. Aber noch während dieses Balgens auf der Erde, lief die Gerechtigkeit Gefahr, daß ihre lang gesuchte Beute ihr entging. Zwar mußte Nickel List die Hoffnung aufgeben, sowol zu siegen als zu entfliehen, aber er machte seinen Arm frei und griff in die Brusttasche. Hier führte er beständig mit sich, in der einen ein scharfes Brotmesser in der andern ein Rasirmesser. Er wollte nach jenem greifen, um sich durch einen Todesstich in den eigenen Hals auf ewig von seinen Verfolgern freizumachen, griff aber in die falsche

Tasche und faßte nur das zu diesem Zwecke unzulängliche Rasirmesser. Zwar gelang es ihm, damit sich einen gefährlichen Schnitt in die Gurgel zu thun, aber der Schnitt war nicht tödtlich. Er litt noch lange daran im Gefängniß, indem alle Speise eine Zeit lang aus der Wunde wieder fortging und seine sonst kräftige Sprache in Folge dessen fast sanft und leise ward. Die beiden Cumpane, welche auf dem Heuboden geschlafen, der Hornnickel und Buttelschädel, waren dort ohne großen Widerstand gefangen worden und starben später in Hof unter Henkers Händen.

Nickel List's Name war im Volksglauben dermaßen mit einem Nimbus des Wunderbaren umgeben, daß auch die Richter jener Zeit daran zu glauben, sich für berechtigt hielten, und darauf mit die Untersuchung richteten. Namentlich glaubte man, daß er bei seinen Einbrüchen, um die Leute im Schlaf zu erhalten, sich gewisser Zauberberichter bedient habe. Man fand in seiner Hose etwas Moos eingenäht nebst einem Zettel, worauf Christi Worte am Kreuz in verdorbenem Latein geschrieben standen: Domine in manus tuas committo spiritus mei. Man hielt dies für ein Amulett. Er schüttelte lächelnd den Kopf. Dieses Moos sei von ihm allerdings von den Mauern und Pfählen alter Galgen gepflückt, wo Missethäter verendet, weil, wie ihm glaubhaft versichert worden, solches Moos von diesen Orten, in die Kleider eingenäht, das Ungeziefer abhalte. Aber Zauberei sei nicht dabei; auch wisse er von Zauberdingen nichts. Hoch und theuer schwor er, daß er sich solcher Mittel nie bedient, weil er nie derselben bedurft. Wunder und Zauberstücken gehörten nur für Solche, die in der Kunst nur Stümper wären, da geübte und erfahrene Diebe keine andern Zauberberichter hätten, als List, Kunst,

Behendigkeit, herzhaften Muth, Behutsamkeit und Erfahrung, welche Dinge ihnen Nichts genug wären.

Aber die Geschichten, wie er sich oft aus Gefahren und Gefangenschaft gerettet, waren so wunderbar, daß man auch den gelehrten Richtern jener Tage einen bescheidenen Zweifel an den natürlichen Hergang zu Gute halten muß. Einst saß Nickel List an einem Orte in Haft. Er lag in Ketten auf seiner Streu, als der Schließer ihm seine Speise brachte. Krank und erbärmlich seit mehreren Tagen, bat der Gefangene denselben, ihn aufzurichten, damit er die Speise zu sich nehmen könne. Doch im Augenblick, wo der Schließer herantritt, öffnet sich der Boden unter ihm, und er stürzt über Hals und Kopf hinunter. Nickel List aber richtet sich auf, streift die Ketten wie Handkrausen von den Armen und geht ruhig zur offengelassenen Thüre hinaus. Der Gefangene gab dafür freilich folgende natürliche Erklärung: Beim Liegen auf dem Boden habe er gemerkt, daß unter seinem noch ein anderes Gefängniß war, und daß der Boden zwischen ihm und dem Behältniß unter ihm nicht sonderlich dick sei. Er habe also im Verlauf der Zeit mit seinen Ketten und Eisenstangen ein gehöriges Loch hineingebohrt und dasselbe mit einer alten Thüre, die zufällig in seinem Gefängnisse stand, nothdürftig zugedeckt, nach Art einer Fallthüre, welche beim starken Treten darauf einbricht. Ueber das Ganze schüttete er das Stroh von seiner Lagerstätte, daß man beim ersten Anblick nichts davon bemerken konnte. Die Ketten aber hatte er durch seine bekannte Kunstfertigkeit längst vorher von den Händen abgelöst und nur mit Bindfaden an einander gebunden, dergestalt, daß, nachdem er den Schließer über das Loch gelockt und ihn fallen lassen, er nur die Fäden zu zerreißen brauchte, um fessellos und frei zur Thüre

hinauszuweichen. Wie sollte diese zu natürliche Erklärung seinen Richtern nicht übernatürlich erscheinen, zumal da er Einigen, die ihn noch näher darum befragten, die Antwort gab: Sie sollten sich erst, wie er, schließen und an seine Stelle legen lassen, dann wolle er es ihnen weisen.

Doch ließen seine Richter diesen kitzlichen Punkt auf sich beruhen, weil List in allem Uebrigen sich als der reuigste Sünder auführte und mit der vollkommensten Offenheit alle Fragen beantwortete. Der Magister Sigismund Hosmann glaubt indessen, nach reiflichster Erwägung, sein Gutachten dahin abgeben zu müssen, daß zwar, was List selbst betrifft, dieser ohne Zauberei gestohlen habe. Dagegen erhellte aus andern Diebesfällen, die List von Bekannten erzählte, daß bei diesem Gewerbe etwas mehr als Natürliches vorgehe. Ein Gaudieb, List's Bekannter, ließ einem Wirthes melden: Er wollte diese Nacht kommen und sein Pferd aus dem Stalle holen. Dem Wirth „kam dieses Erbieten ganz unartig vor“. Er wunderte sich des Diebes, der so frech war und ihn und seine Wachsamkeit so wenig kannte. Bei Sonnenuntergang legte er sich selbst vor den Stall, dermaßen, daß Dieb und Pferd über seinen Leib hinweggehen müssen. Er schlief ein, und so fest wurde der Schlaf, daß er ihn ganz fühllos machte und „alle seine Sinne zuschloß“. Der Dieb kam, nahm den Wirth bei den Beinen, zog ihn vom Stalle weg, holte das Pferd heraus und setzte sich darauf. Der Wirth schlief fort bis der Dieb fertig war und davon reiten wollte. Da wahrte auch dem Diebe der Schlaf zu lange. Er nahm seine Pistole und schoß sie an den Ohren des Wirthes ab. Nun erwachte er endlich, rüttelte sich auf und erkannte den wegreitenden Dieb auf seinem eigenen Pferde, der sich noch höflich

dafür bei ihm bedankte. Der Wirth eilte ihm nach, der Dieb aber ritt sacht voran; und auf die Weise ward der Wirth vom Diebe wol zwei Meilen Weges fortgelockt, bis, nicht der Wirth, sondern der Dieb endlich des Spieles müde ward und mit dem Pferde davon jagte. Das Aergernlichste war, daß der Dieb dazu die Nacht auf den Sonnabend erwählt hatte. Der Wirth war Tages zuvor zur Beichte gewesen. Die Verfolgung seines Pferdes störte ihn nun nicht allein in seiner Andacht, sondern raubte ihm auch die Zeit, am folgenden Sonntage zu rechter Zeit in die Kirche zu gehen, weshalb er dann noch in Strafe genommen ward! „Woraus man die List und Bosheit des Satans ersiehet, dadurch er in seinen Kindern der Finsterniß überall mächtig sich erweist.“ List erzählte diese Geschichte dem Geistlichen selbst und in einem Augenblicke eigener Zerknirschung und tiefer Reue, dermaßen, daß an seine Wahrhaftigkeit nicht zu zweifeln war. Demnächst ruft Hosmann aus: „So gestehe ich gern, daß mir die Umstände des so festen Schlafes verdächtig scheinen und fast was Uebernatürliches bei sich führen.“

Trog des Glanzes seiner Thaten, hatte Nickel List doch das Wenigste davon geerntet. In seinem Testamente, welches er schon in Hof aufgesetzt, hatte er außer einigen Büchern und geringen Effecten, nur gegen 200 Thaler seinen Kindern zu vermachen. Die Richter meinten, er müsse, nach solchem Erwerb, über Tausende, wo nicht Hunderttausende gebieten können. Sie waren so fest davon überzeugt, Schätze hinter ihm zu finden, daß er schon, aufs Neue entkleidet, vor der Folter stand, um darüber Auskunft zu geben. Der Ernst seines Blickes, die Wahrhaftigkeit seiner Stimme, als er bei allem Heiligen die Richter beschwor, es sei, wie er aussage, siegte

diesmal und bewahrte einen Proceß, worin die Folter ohnedies eine genügend große Rolle spielt, wenigstens vor dem Vorwurf, daß sie auch, wie Montezuma's Kohnbette, angewandt worden, um Geld zu erpressen. Nickel List hatte sich fast nie seines großen Gewinnstes erfreuen können. Seine habgierigen Helfershelfer ließen dem genialen Erfinder selten mehr, oft Das kaum, was sie selbst für sich einsteckten. Zuweilen ward er noch von ihnen bestohlen. Die Juden verstanden es, ihm, der nur im Großen zu handeln wußte, das erworbene Gold bald in Messing zu verwandeln. Außerdem kostete ihm sein Staatshaushalt und seine üppige Maitresse, die Frau von Sien, so viel Geld, daß er sich stets gezwungen sah, auf neuen Erwerb auszugehen.

Auch den Hartnäckigsten unter den andern Verhafteten erpreßte die Folter endlich die Wahrheit. Es kam eine ungeheure Anzahl Diebstähle und Einbrüche ans Tageslicht, und jeder einzelne ward durch die zusammenstimmenden Aussagen der Complicen in ein möglichst helles Licht für den erkennenden Richter gesetzt. Aber diese vielen einzelnen Lichter machen dem Referenten die Aufgabe, das Bild in seinen Hauptzügen festzuhalten, nur schwerer und verdunkeln ihm wieder, was er eben mit Anstrengung für sich ins Licht gesetzt. Er glaubt auch nicht den Dank seiner Leser zu verdienen, wenn er sie mit sich in die tausend Nebenkammerchen der Untersuchung führt, sondern da es ihnen, wie ihm, nur um die Totalauffassung, d. h. eine Anschauung der Thätigkeit dieser großen Bande, ihre hervorragenden Persönlichkeiten, ihre Verbindungen unter sich und ihre Beziehungen zu den gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen der

Zeit zu thun ist, so glaubt er genug zu thun, wenn er aus dem chaotischen Reichthum des Mitgetheilten jetzt nur noch einzelne Züge mittheilt, welche dem schon entworfenen Bilde hie und da mehr Bestimmtheit oder Farbe geben.

Beim Kirchendiebstahl in Braunschweig ritt der Garde-reiter Pante, unaufgefodert von den Nädel Führern, aus eigener Begierde, um an dem großen Fange Theil zu nehmen, nach Braunschweig, und erschien daselbst noch ehe die eigentlichen Complicen eintrafen. List kannte ihn nicht und war wenig über den Freiwilligen erfreut, den er aber doch nicht zurückweisen konnte. So drängten sich oft Fremde zu Abenteuern, welche die Räuber vorhatten, immer zu ihrem Verdruß, da man Jenen, wenn man auch ihrer Hülfe nicht bedurfte, doch von der Beute abgeben mußte, um ihre Verschwiegenheit zu erkaufen. Pante ward von List vor ein Loch gestellt, welches aus dem Gewölbe nach dem Kirchhof ging, um Wache zu halten, ob Jemand von draußen käme. Das Loch aber ward von List's Spießgesellen gebraucht, um einzelne Sachen für sich bei Seite zu bringen. Dies verdroß Pante so, daß er es mit Betten verstopfte. Als die Diebe ihm zu viel heimlich in die Taschen steckten, brachte auch er eine silberne Kanne für sich bei Seite; aber der Neuling wurde ertappt und mußte sie wieder herausgeben. — Nachdem Peermann, Jonas Meyer und Andere mit den gestohlenen Sachen bereits aus Braunschweig fortgefahren waren, blieb List noch mit einigen Erwählten zurück, um eine Privaterpedition in der Sacristei zu versuchen. Statt des Geldes fanden sie aber nur Kelche. Kaiser, den Nothkopf, überkam da plötzlich eine Angst, er protestirte, daß man die Kelche nehme und spuckte fortwährend; vielleicht aus abergläubischer Scheu,

vielleicht aus Bitterung einer Gefahr. Einst, als sie in der Arbeit waren, kam der Küster in die Sacristei. Sie legten sich platt auf den Boden und blieben verborgen. Wenn Leute draußen vorübergingen, befahl List, mit Brechen einzuhalten. Sie kehrten sich aber nicht daran, in der Meinung, daß, wo List dabei sei, keine Entdeckung zu befürchten wäre. Als sie die Koffer aufbrechen wollten, hatte List vorher in der Kirche, vor der Gewölbtüre hofiret, „welches erschrecklich stank bis in den dritten Tag“. Den Gesellen galt dies als ein Präservativ vor Entdeckung, List selbst behauptete, es sei Lorenz Schöne gewesen, der es gethan, aber nicht aus Uberglauben, sondern aus Noth. Es ist aber ein Uberglaube, der unter den Dieben noch heute fortbesteht. Wenn sie etwas bei der That vor die Thüre legen, sind sie sicher. — Als Angeberin des Diebstahls ward die Frau des dortigen Schließers an der Frohnfeste ermittelt, Dorothea Jordans, verheiratete Peters, ein starkes, entschlossenes Weib, wie Enaks Kinder, das mit mehr als männlichem Muthe durch drei Tage die Tortur bestand und erst in den äußersten Qualen bekannte. Ihr Lohn für die Angabe waren zuerst 24 Groschen gewesen; später schenkte man ihr ein Paar Thaler!

Einer der gefährlichsten Einbrüche war am 17. September 1697 zu Nisma im Zeitzischen vollbracht worden. Als ein charakteristisches Bild von der rohen Wildheit der Räuber theilen wir ihn mit. Die Familie des verstorbenen sächsischen Kriegscommissar Jenisch bewohnte ein einsam gelegenes Haus. Mägde und Köchin schliefen im ältern Gebäude, die Knechte im Pferdestall; die andern Frauen aber, nämlich die Witwe Jenisch, ihre unverheirathete und ihre verheirathete Tochter, die Lieutenant Eberhard nebst deren Kinde im großen neuen Hause

in einer Stube zur ebenen Erde; eine Kinderfrau in der Kammer daran, eine Jungfer Eberhard oben in einer Bodenkammer. Nachts um 11 kamen die Räuber durch den Garten, erbrachen eine Eisenstange im Küchenfenster und schlichen auf diesem Wege in die große Schlafstube. Der Kettenhund am Pferdestall schlug mächtig an. Die fränkische Witwe hörte es, aber im selben Augenblicke auch ein anderes Geräusch. Die Thür ging auf und acht Gestalten mit blanken Degen und Säbeln in den Händen, Pistolen und Brecheisen in den Gürteln, traten geräuschlos ein. Ihr erstes Geschäft war, das Nachtlicht auszulöschen, das der kranken Frau wegen brannte. Dann stellten sich zwei Kerle vor das Bette der Alten, zwei vor das andere, worin die Jungfer Jenisch und ihre Schwester, die Lieutenant Eberhard, lagen, und flüsternten den darin Liegenden zu: „Stille, kein Laut, oder wir bringen Euch um.“ — Unter den blanken Degen, die sie auf ihre entblößte Brust setzten, wurden die Frauenzimmer fast ohnmächtig vor Schreck. Derweil schlugen andere Räuber mit dem Feuerzeug, das sie bei sich führten, nachdem unzählige Funken das Entsetzen der armen Weiber in der gräßlichen Nachtszene nur gesteigert, Licht an und zündeten ihre kleinen Wachsstöcke an, die sie in Diebeslaternen setzten, hinter welchen ihre Gesichter und Gestalten ziemlich verborgen blieben. Doch bemerkten die Eingeschüchterten, daß der eine Räuber die andern an Kopfesgröße überragte und einen rothen polnischen Rock und eine eben solche Mütze trug. Nun ward von den Bieren, die nicht zur Bewachung der Frauen gebraucht waren, die Stube durchsucht. Man riß den eisenbeschlagenen Reisekasten am Bett der alten Frau hervor und erbrach ihn, ohne nach dem Schlüssel zu fragen, rasch mit Brecheisen und Meißel. Dasselbe geschah mit allen

Kasten, Läden und Spinden im Zimmer. Kostbarkeiten, Gold, Silber, je wie es gefunden ward, wurde in einen großen Sack gesteckt, den Einer offen hielt. Die Beute befriedigte die Räuber nicht. Der Eine ging die alte Frau an, sie solle ohne Umstände mehr schaffen, sonst koste es ihr das Leben. Sie antwortete erschöpft, sie wisse von keinem Gelde mehr, man möge ihr nur gleich das Leben nehmen, das doch nur noch an einem Haare hänge. Der im rothen Pelz tobte nun auf die junge Frau im andern Bette los: „Du Bestie, Canaille, es muß mehr Geld hier sein; Du hast 2000 Thaler, die sollen und müssen wir haben. Schaffe sie und kein Wort, oder ich stoß Dir den Degen durch den Leib!“

Die Unglückliche wußte nichts zu sagen, oder hatte die Sprache verloren. Die Räuber rissen sie bei Kopf und Haaren aus dem Bette. Der Eine warf ihr ein Tuch über den Kopf, daß sie nicht schreien konnte, ergriff sie bei der Gurgel und drückte sie, mit der Drohung, sie zu erwürgen, mehrmals auf die Erde. Damit nicht genug, schlug er sie mit dem Brecheisen zwei Mal über das linke Auge, über Kopf und Arm, daß sie bluttrübsig, zerrissen, braun und geschwollen in Schmerz und Blut gebadet war. Das Kind erwachte davon und weinte. Der Räuber fluchte auf, schlug auch das arme Wesen und drohte, es umzubringen. Flehentlich bat die Mutter, wenigstens dem Kinde das Leben zu schenken und sie dafür zu ermorden. Durch eine wunderbare Schickung schwieg augenblicklich das Kind, obwol es von dem Unhold heftig ins Gesicht gestoßen und beschädigt war. Die halb todte junge Frau ward von Neuem gemishandelt, bei den Haaren in der Stube umhergeschleift und endlich unter Peinigungen gezwungen, aufzustehen und die Räuber noch im Hause umherzuführen. Zur Erhöhung

ihrer Schrecks standen draußen noch einige furchtbare Gestalten mit Diebeslaternen.

Als im ganzen untern Hause Kisten, Käben, Schränke erbrochen und, was nicht Gold und Silber war, in den Zimmern und Gängen umhergestreut war, drangen sie in die Erkerstube, wo die Jungfer Eberhard schlief, ohne bisher von dem Lärm etwas gehört zu haben. Sie sprengten die Thür und verfuhrten mit der dort Schlafenden wie unten mit den Frauen. Während der Eine ihr den gezückten Stahl unter Todesdrohung auf die Brust hielt, erbrachen die Andern Kisten und Schränke, ohne ihre Erwartung weder hier noch in dem Saale daneben befriedigt zu finden. Sie stürmten hinunter und fuhren aufs Neue mit den Degen in der Schlafstube unter die Betten und in diese hinein. Die Schwester der jungen Lieutenantsfrau, die mit ihr in demselben Bette geschlafen, blieb wunderbarer Weise jetzt wie vorher, vermuthlich indem sie mit dem Kopf unter das Deckbett gerutscht war, von den Räubern unbelästigt und unentdeckt. Nachdem sie noch einmal vergebens von der gemishandelten Frau Geld gefodert, bemerkte der eine Räuber, es werde Tag und Zeit, daß man sich davonmache. Die Wuth mußte sie über den Zeitverlauf geblendet haben, es war erst 12 Uhr, und alle die Greuel waren im Verlauf einer einzigen Stunde verübt, als sie in Sturmeseil, mit dem Ruf: „Fort, fort!“ aus der erbrochenen Hausthür nach vorn hinausliefen. Der Werth der geraubten Sachen betrug gegen 1000 Thaler; außerdem nahmen sie sämtliche Schlüssel mit und im Hofe fand man den Kettenhund todt niedergefallen, ohne Zweifel vergiftet. Erst geraume Zeit nachher fing der Schulmeister die Glocken zu läuten an. Es wagte indeß Niemand, die Räuber zu verfolgen.

Ueber diesen Einbruch, der hier nach den Aussagen der Beraubten erzählt ist, geben die Geständnisse Einiger der Theilnehmer den vollständigsten Aufschluß. Nickel List war nicht dabei, wie die That denn auch nichts von dem großartigen Charakter an sich trägt, der seine Unternehmungen mehr oder minder bezeichnet. Sie ward von einzelnen Gaunern in Leipzig vorbereitet und ausgeführt, von denen nur zwei Namen in den größern Expeditionen, deren wir Erwähnung gethan, vorkommen. Die sogenannte berlinische Dore und eine Schusterfrau in Leipzig waren die Angeberinnen. Die berlinische Dore, die unweit Nisma wohnte, war ein übelberichtigtes Geschöpf, deren Mann in Berlin hingerichtet worden, und die selbst bereits zwei Mal, dort, ihrem Geburtsorte und in Leipzig die Folter ausgestanden hatte, „allwo (ob der Seitenhieb auf eine zu gelinde Justiz gegen Leipzig oder gegen Berlin geht, bleibt dunkel) die Tortur so beschaffen sei, daß die Diebe nicht viel danach fragten,“ erwähnt unser Berichterstatter mit Freuden. Die berlinische Dore und die leipziger Schusterfrau hatten ausgekundschaftet, daß bei den Zensuristen in Nisma was zu holen sei. Selbst zu schwach, es auszuführen, sahen sich beide Frauen in Leipzig nach sichern und erfahrenen Männern um, die das Wagestück auf eigene Gefahr unternähmen. Sie fanden diese in Andreas Luci (dem Drachenstüber), dem Juden Alexander Saladin (dem kleinen David), dem Martin Richter (der Dukatenteufel), dem Hans Krause (Hornnickel) und dem kleinen Franz. In der Schenke zur Laute in Leipzig wurden sie über die Sache schlüssig. Es ward aber zuvor eine Deputation in ein benachbartes Dorf geschickt, um in Nisma sowol die Gelegenheit, als ob sich das Wagestück verlohne, auszukundschaften. Erst als der

Hornnickel und die Schusterfrau, die sich dem Geschäft unterzogen, und angeblich eines Getreidehandels wegen in Nisma eingesperrt hatten, mit befriedigender Nachricht zurückkamen, setzte sich die ganze Expedition in Bewegung. Zu den schon Genannten kam noch der verzweifelte Christian Müller, ein unbekannter Soldat und ein Weinschenk Michel, sodaß ihrer sieben, sechs davon zu Pferde, vor Nisma eintrafen. Den Vorgang selbst berichten die darüber vernommenen Thäter ungefähr ebenso, als wir ihn nach der Frauen Erzählung mitgetheilt; nur daß, nach Art gemeiner Verbrecher, Jeder bemüht war, die handgreiflichsten Thätlichkeiten von sich auf Andere abzuwälzen. Indessen ging in der Stube und dem Hause Alles so bunt durcheinander, daß Keiner, auch bei bestem Wissen, genaue Rechenschaft von dem Thun der Andern ablegen konnte. Der Mann im rothen polnischen Rocke war der dicke Martin Richter. Er schrie in einem fort: „Hure! schaffe Geld. Weist Du, wie ich heiße? Ich bin der Dukatenteufel. Ich bin der prince de Conti“. Der Hornnickel aber war es, der die Lieutenantin aus dem Bette schleifte und auf der Erde zu erwürgen drohte; Jener aber wieder, der das Kind, als es zu schreien anfing, in Schlaf einwiegte. Hornnickel und Christian Müller vergaben den Kettenhund, Andreas Luci aber, der Drachenstüber, ein furchtbarer Dieb, hielt draußen Wache. Der kleine Franz und Christian Müller waren es, welche im ganzen Hause die Koffer und Schränke erbrachen und die Sachen einpackten und hinuntertrugen. Die Räuber ritten noch am hellen Tage bis vor Leipzig mit ihrer Beute, wo die Theilung erfolgte. Die Portion, welche dem Einzelnen zufiel, hätte wahrscheinlich, so wenig als das Unternehmen selbst, den Ansichten und Erwartungen eines Nickel List entsprochen.

Genug des Thatsächlichen. Obwol wir nur Proben mittheilten, fürchten wir doch schon das Maß der Aufmerksamkeit unserer Leser erschöpft zu haben. Werfen wir, ehe wir zu dem furchtbaren Urtheil übergehen, einen Blick auf die hervorragendsten Persönlichkeiten der Verbrecher. Auch hier fehlt uns bei den Meisten der Schlüssel, der uns in das Geheimniß ihrer innern Sündenwerkstatt führte. Diese Untersuchung überließen die Richter jener Zeit den Beichtvätern, die nur am Schluß des Processes hinzutraten. Wie aber wäre es auch dem gewissenhaftesten Geistlichen möglich geworden, den Seelenproceß dieser Anzahl von Bösewichtern zu verfolgen! Ihnen genügte, wenn es beim Befehrungswerke nicht wie bei den großen Heidentausen im Flusse zugin, und der Strahl der Gnade, die ihr christlicher Eifer erweckte, wenigstens bei Einzelnen wirklich zündete. Die Arbeit war bei so verhärteten Gemüthern keine leichte. Auch war es eine schwere Aufgabe, gegen die sich die menschliche Natur sträubte, in den unterirdischen böchern Stunden lang auszuharren, im Kampf mit ihrer Verstocktheit, Roheit, ihren gleich herzerreißenden Flüchen und Jammerlauten, und während das Auge ihre Leiden auf dem faulen Stroh, unter dem Druck der Ketten, der verpesteten Luft und den Angriffen des nicht zu überwältigenden Ungeziefers mit ansah. Die Meisten sehnten sich nach dem Tode, als dem Erretter aus ihrer Qual.

Gegen vierzig namhafte Complicen traten heraus. Die Genannten erschöpfen nicht die Zahl aller Betheiligten, von denen viele wieder verschwinden, ehe ihr wahrer Name den Gerichten bekannt wurde. Die meisten und Haupthelden führten außer ihren Geburts- noch Bundesnamen und Ehrentitel, durch welche sie unter den zerstreuten Banden in ganz Deutschland berühmt waren;

als: Der Corporal, Cornet, Wachtmeister, und die schreckenerregenden Bezeichnungen von Schinder, Teufel, Nickel u. s. w. Eine ansehnliche Zahl Juden befanden sich darunter, doch waren sie unter den eigentlichen Matadoren, den mit Arm und Leib angreifenden Helden, nur in der Minderzahl; diese gingen größtentheils aus den Reihen der entlassenen und entlaufenen Soldaten hervor und brachten den Muth und die List ihres frühern Gewerbes als Parteigänger in das neue Metier. Diese Erscheinung ist keine einzeln dastehende. Seit mit dem Verfall des Lehnverbandes die Scharen der Landsknechte und stehenden Heere aufkamen, lieferten die ausgezahlten Söldlinge und entlassenen Heere in ganz Europa den Kern der Räuberbanden. Aber auch einzelne Studenten finden wir noch darunter, wie zu und vor den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Es ist zu bedauern, daß unter den celler Inculpaten sich keiner dieser verirrten Musensöhne befand, um hier in Wahrheit einen Proceß zu verfolgen, von dem uns Sage und Dichtung so viele, aber zweifelhafte Actenstücke geliefert haben.

Nickel List lernten wir aus seinem Geständniß kennen. Er ist unbezweifelt die hervorragendste Persönlichkeit unter allen seinen Genossen. So wenig Züge man uns von seinem Charakter aufbehielt, stellt er sich doch als ein solcher dar, sowol vermöge des Einflusses auf seine Genossen, als durch die Freimüthigkeit und Offenheit, mit welcher er jenes Bekenntniß ablegte, und, als sein Schicksal entschieden war, sich nicht mehr, gleich den Andern, durch Hinhalten und Winkelzüge zu vertheidigen suchte. Er ging der Strafe so unerschrocken wie dem Verbrechen entgegen. Ueber seine großen Anlagen, seinen Scharfblick und sein Feldherrntalent in allen Unternehmungen ist nur eine Stimme. Unwillkürlich werden

wir, wenn die Phantasie einigermaßen das in den Acten dürftig gegebene Bild ausführt, an den Helden der Schiller'schen Räuber erinnert; nur verlange man von der Zeit und den Berichterstattern nicht, daß sie auch die sentimentalen Züge der Aufzeichnung werth hielten, die wir auch von einem Räuber, der unser Interesse in Anspruch nehmen soll, fordern. Andeutungen sind da; und wenn wir einen weitem Blick auf andere Glieder der Bande werfen, als Andreas Schwarz und Christian Müller, so dürfte die Vermuthung nicht zu gewagt erscheinen, daß Schiller, als er seinen Räuber Moor, seinen Koller, Spiegelberg und Schusterle dichtete, die einst berühmte Geschichte vom Nickel List und seinen Gesellen kannte. — Nickel List's Ruhm war so strahlend als von kurzer Dauer. In fünf Jahren ward er aus einem ehrlichen Manne ein Räuber, der berühmte Stern der deutschen Gaunermwelt, ohne den kein großes Werk vollführt werden konnte, in gewissem Sinne der Held des Volks und der Sage, und noch innerhalb dieser fünf Jahre blühte er seinen Ruhm auf dem Hochgerichte.

Eine der interessantesten Persönlichkeiten ist die seines Jägers Andreas Schwarz, genannt Moriz Richter. Schlank, wohlgebildet, mit einem feurigen Auge, freiem Sinn und der elastischen Kraft der Jugend, gewann er sich die Herzen der Frauen wie der Männer. Er verstand seine Zunge wohl zu brauchen, wußte im Redefluß ebenso zu überzeugen als er geschickt, schnell und behende in der Ausführung rascher Entschlüsse war. Gern wollte man ihm, um dieser Eigenschaften willen, eine hohe Abkunft andichten. Früher ein muthiger Soldat, ergab er sich dem Spiel, entlie, gerieth mit einem Handwerksburschen in Rauferei. Der Handwerker ward erschlagen, er entflo, und sein Unglück wollte, daß er in der Diebes-

herberge zu Stedten auf Nickel List traf. Er widerstand nicht dem gewaltigen Manne und der verlockenden Lust, in Herrlichkeit und Freuden wie er zu leben, und der bekannte Bund zwischen ihnen ward geschlossen. Sein Glück und seine Schönheit erregten die Eifersucht anderer Räuber, namentlich des neidischen Lorenz Schöne (der Cornet), welcher ihn in einem Briefe an den Magistrat zu Leipzig denuncierte. Er ward in Weimar verhaftet gerade im Augenblick, wo, wie er später bekannte, er in sich gegangen war und ein Gelübde gethan hatte, von seinem gottlosen Wandel zu lassen. Zu spät für ihn. Noch verliebte sich daselbst eine schöne Landstreicherin in ihn, eigentlich nur in den Ruf seiner Schönheit, aber er ward, wie erzählt, nach Leipzig abgeliefert, um nicht mehr loszukommen. Standhaft und feck benahm er sich auch da, und leugnete trotz der Confrontation mit seinen längst geständigen Complicen. Vergebens redete ihm List beweglich zu, Gott die Ehre zu geben und frei wie er zu bekennen. Andreas überstand die Qualen des sogenannten mecklenburgischen Instrumentes, mit dem ihm die beiden Daumen und beiden großen Zehen zusammengequetscht wurden. Erst im Foltergewölbe erblaste er und bekannte. Man glaubte, es sei der Anblick des Martertisches gewesen, Andreas aber sah das große Feuer, das im Kamin brannte, für ein neues Marterwerkzeug an, und nicht die Angst vor den Schrauben, sondern vor dem Gebratenwerden erpreßte ihm das Geständniß, bei dem er von da ab auch blieb.

Das Gegenstück zu dem jugendlichen Andreas Schwarz war Christian Müller, ein Bösewicht von der raffiniertesten Verderbtheit und Scheußlichkeit. „Ein Mensch,“ nennt ihn Hosmann, „von einem flüchtigen und ganz verwirrten Wesen, der mit aller Schmach, Schimpf und

Marter ein Gespötte trieb; Gut, Leben, Ehre und Blut nicht höher als einen Strohhalme achtete und zu lächerlichen Aufzügen, Narrentheidungen und allen frevelhaften Scherzen seine Natur gewöhnt hatte. Die allerschändlichsten Werke des Fleisches hatte er nicht nur gekostet, sondern sich in solchem Rothe, gleich der allerhäßlichsten Sau, ganz herumgewälzt.“ Aus Stolpe im meißner Oberlande gebürtig, hatte er in seiner Jugend als Soldat im kaiserlichen und sächsischen Heere gedient, war oft desertirt und hatte seinen Körper durch Ausschweifungen früh verwüstet. Seine Diebstähle, Einbrüche, Feueranlegungen ließen sich, selbst bei der genauern Untersuchung, nicht zählen; er selbst entsann sich derselben nicht, und wenn er darauf gebracht wurde, trug ihn seine Phantasie, „die flüchtiger war als der Westwind, und unbeständiger als der Sonnenschein im April“, vom Hundertsten ins Tausendste. An die Tortur, die er in aller Herren Ländern überstanden, war er so gewöhnt, daß er sowol vor als nachher aus derselben eine Kurzwel machte, und sich wie Einer gebärdete, der etwa vom Fechtboden kommt und nach der Motion nur noch größern Appetit zum Essen erhält. Nachdem er im Gewölbe zu Gelle die äußersten Qualen erduldet, schrie er den Wächter an, daß er ihm schnell zu essen bringe, ihn hungere sehr. Durch diese Standhaftigkeit war er aus mehreren Untersuchungen frei davon gekommen. Einmal hatte er in einem Gefängniß sich selbst an der Thür an seinem Halstuch aufgehängt, war aber noch zur rechten Zeit abgeschnitten worden. Sein durchgifteter Körper verursachte, daß bei einer Torturart, dem Schnüren des Armes, die in Breslau gegen ihn angewandt wurde, die drei Schnüre durch das mürbe Fleisch bis auf die Knochen drangen, wovon er eine abgestorbene Hand davontrug. Dies

hinderte ihn weder in seiner Thätigkeit, noch lähmte es seinen Muth.

Ja Christian Müller hatte aus der Tortur ein förmliches Studium gemacht. Da an den meisten Orten die Folter nach dem Stundenglas abgemessen ward, und er dieses Maß noch immer überstanden hatte, so rechnete er darauf, auch in Celle durch einige Selbstüberwindung davon zu kommen. „Im Anfang“, sagte er, „thut es ein Bißchen weh, nachher achtet man's nicht mehr.“ Er versicherte, sich zwei ganzer Tage lang, vom Morgen bis in den Abend, torquiren lassen zu wollen, und dazu noch einen dichten, derben Staupbesen auszuhalten, wenn er damit das Leben retten könnte. Spöttisch redete er von der Tortur in einer gewissen großen Handelsstadt (Leipzig oder Berlin), wo man gemessene Zeiten hätte, die nicht lange währten, und man könne es leicht überstehen. Wenn man aber doch fühle, daß man es nicht aushalten werde, so brauche man nur anfangen zu bekennen. Man dürfe aber nicht mehr aussagen, als wofür man den Staupbesen bekomme. Der sei zu ertragen, und die Richter dankten am Ende Gott, daß sie den Menschen los würden und Arzneien und Kost sparten. Doch erwies sich, daß er auch künstliche Mittel anwandte, um sich gegen die Schmerzen zu stärken. Man fand in seinem Munde eine kleine Kugel von der Größe einer Pille, die er aus seinen eigenen Excrementen gedreht haben wollte. Die Aerzte erklärten die Substanz für Opium. Wenn er bei den ersten Torquirungen in Celle von der Folter vor die Verhörtafel geführt ward, blickte er rasch auf den Tisch nach der Uhr, um zu erfahren, ob die gesetzte Zeit für die scharfe Frage bald vorüber sei. Aber man griff ihn heftig an. Doch äußerte er, nachdem er eines Tages losgebunden war: Wenn ihm nur die Beine erst

wieder heil wären, hätte er wol Lust, noch ein Gängelchen der Art auf dem Eisenbett zu wagen. Beim Scharfrichter erkundigte er sich: wie viel Gradus es hier gäbe? Die Antwort war: Man kehre sich hier an keine Gradus, sondern frage so lange, bis der Verbrecher bekenne. Auch Christian Müller's Bekenntnisse, als der immer erneute und fortgesetzte Schmerz ihn endlich dazu zwang, waren nur Brocken. Etwas Zusammenhängendes von diesem verwüsteten Menschen zu expressen, war unmöglich. Oft antwortete er auch aus Bosheit, zuweilen aus Laune, falsch und verkehrt. Die Richter glaubten sich in diesen Fällen berechtigt, ihn, außer der Folter, noch peitschen zu lassen. Dies geschah, bis das Blut unter den Striemen auf der Haut hervortrat. Einst, nach einer solchen Execution, zeigte er den Schildwachen im Hofe beim Hinausführen seinen rothgestreiften Rücken und rühmte: Man habe es mit ihm, der ein Sachse war, so weit getrieben, daß er die lüneburgische Livree (roth) angelegt.

In halstarrigem Leugnen wetteiferten bei der Untersuchung der Regimentsquartiermeister Peermann und Jonas Meyer. Sie schüttelten den Kopf, wenn bei der Confrontation die schon geständigen Verbrecher ihre Schuld ihnen ins Gesicht sagten: „Sie lügen als Schelme“, sagte Jonas Meyer. „Der Kaukasus wäre eher zu Wachs und der Leopard zu einem Lamm worden“, ruft Hosmann emphatisch aus, „ehe denn der Jude erweicht wäre.“ — Erst in der „unterirdischen Werkstatt der Wahrheit“, wie derselbe Autor mit sichtlichem Wohlgefallen das Torturgewölbe nennt, ward Jonas zum Geständniß gebracht. Man ließ die Anfrage christlich sein, sagt Hosmann mit dem beliebten Witz, der oft in seinem Werke unser Gefühl verletzt; man dehnte ihm nicht die Glieder aus, man riß die Fugen des Leibes nicht aus den Ge-

lenken, man rührte ihn nicht mit glühendem Schwefel, man zwang den Rücken nicht auf spitze Hölzer und Eisen, man ließ ihn nur die Beinstöcke recht fühlen. Die „Tröpflein der Wahrheit, die aus diesen harten Trauben gepresst wurden“, gaben zwar außer dem Geständniß zahlloser anderer Diebereien und Diebeshehlereien das vollständigste Licht über den braunschweiger Diebstahl, oder vielmehr die langwierigen und künstlichen Vorbereitungen zu demselben; aber Jonas antwortete nicht mehr, als man ihn fragte, auch dies nur stückweise. Ueber Wurzel und Stamm der großen Gaunerverbindung, über die, wenn Jemand, er die beste Auskunft zu geben vermochte, erfahren wir weder aus seinen Folter noch aus seinen freiwilligen Geständnissen etwas.

Peermann ertrug das mecklenburgische Instrument auf den Daumen und Behen. Die Daumstöcke in der Folterkammer erpreßten ihm einige Bekenntnisse, die er nachher widerrief. Er fiel auf die Knie und schrie: „Der Herr Jesus möge alle Teufel, die er aus den Besessenen getrieben, in ihn fahren lassen, wo er nicht Alles, was er bekannt, nur aus Angst gesagt.“ Dann half er sich durch die heftigsten Flüche. Als ihm abermals das mecklenburgische Instrument angelegt war, foderte er, zu Hosmann's Entsetzen, alle Teufel heraus, ihn davon frei zu machen. Er ward abermals ins Torturgewölbe geschleppt. Seine Bitte unterwegs an den Scharfrichter, es gelinde mit ihm zu machen, er wolle es ihm gut vergelten, hatte nur zur Folge, daß ihm die Daumstöcke und Beinstöcke zugleich angelegt wurden. Der ungeheure Schmerz brachte ihn zum Bekennen. Auch seine Geständnisse waren nur Bruchstücke, vollauf genügend, ihn und Andere zu verdammen. Ueber das Wesen der Gaunerverbindung, wie er in dieselbe getreten, keine An-

deutung; ebenso wenig Winke über den psychologischen Proceß, wie ein Mann von seiner Herkunft, Bildung und äußerem Stande in die unauflösliche Gesellschaft der gemeinsten Verbrecher gerathen konnte. Nur ein Zug findet sich, daß er das vornehme Wesen, welches er vor den Richtern zu bewahren wußte, auch in Gesellschaft der Bande zeigte. Als man ihm seinen Antheil an der braunschweiger Beute auf den Tisch zählte, wollte er ihn nicht nehmen. Anna von Sien strich aber die Thaler, wahrscheinlich für ihn, ein. Erst nach dem Geständniß ward er in Ketten in die dumpfen Löcher unter der Erde, gleich den andern Gefangenen, geworfen und angeschlossen. Hier fing seine Verzweiflung und Zerknirschung an, die nun ebenso das äußerste Maß erreichte, als früher sein Stolz in der wildesten Frechheit sich an den Tag gelegt hatte. Angst, Klagen, Jammergeschrei und Thränen fand sein Beichtvater, welche die Steine der Kerkermauern zu erweichen drohten. Weniger seine Verbrechen, als daß er den Namen Gottes so mißbraucht, quälten ihn, und er flehte als Gnade, daß man ihn in Ketten in die Kirche schleppen und vor das Angesicht der Gemeinde stellen möchte, damit er öffentlich Gott und ihr das Aergerniß abbitten könne. „Das Gebirge seines Jammers,“ ruft Hosmann, „stieg höher als der Ararat, es erreichte die Wolken.“

Unter den betheiligten Juden, als Fehler und Käufer, tritt besonders der Jude Assur Marx zu Halle auf. An ihn wandte sich List fast nach jedem gelungenen Streich in Mittelsachsen; er zahlte auf der Stelle, aber immer schlecht. Daß er zur Untersuchung gezogen und bestraft worden, erhellt nicht. Ein Anderer: Perle Einohr, tritt gelegentlich auch selbst als Thäter auf. Ein Schwager desselben hatte einen Armenkasten bestohlen und Kelsche

herausgenommen, aber darauf das Gelübde gethan, wenn er dereinst reich werde, Alles wieder zu erstatten, da er seitdem kein Glück mehr hatte.

Die Judenverbindung in Hamburg erscheint als die gefährlichste und in sich geschlossenste. Sie hatte ihre Augen überall wach und ihre Arme reichten weit. Sie verschrieb Nickel List aus Süddeutschland zum großen Domeinbruch. Ihre Commanditen waren in Lübeck, Bunstorff (durch Peermann und Jonas Meyer), Blumenau (wo der Gastwirth Otto Müller nur als dienender Gehülfe auftritt). In Leipzig war der große Mittelpunkt der Geschäftsverbindung zwischen dem Norden und Süden. Hier wurden Unternehmungen besprochen, Erfindungen eingezogen, taugliche Subjecte aufgenommen; aber auch in der reichen Stadt und auf ihrer Messe große Geschäfte gemacht.

Hier waren vier der gefährlichen Gauner, Andreas Luci, der Drachensrüber und die drei Juden Salomon David (der Rothkopf), Schmul Löbl (der Polacke) und Alexander Saladin (der kleine David) eingefangen worden; aber da die leipziger Justiz nichts mit ihnen anzufangen wußte, wurden sie, bei Gelegenheit des großen Transportes, der Nickel List nach Niedersachsen schaffte, mitgegeben nach Helmstedt. Als aber auch hier die Gerichte nicht im Stande waren, ihnen das Geständniß todeswürdiger Verbrechen zu erpressen, lieferte man sie zur großen Untersuchung nach Celle ab, wo Confrontation und Folter sie bald als Haupttheilnehmer der großen Diebstähle herausstellte. Das bewegteste Leben hatte der Rothkopf (Salomon David) geführt. Vorgespiegelte oder wirkliche scheinbare Bekehrungen zum Christenthum, auch Rückfälle kommen vielfach vor. Der Rothkopf war an einem Orte, weil er mit einem Christen-

mädchen durch die Welt zog und vielleicht kein anderes Verbrechen vorlag, zur Untersuchung gezogen worden. Die Obrigkeit begnügte sich indeß, ihm 140 Dukaten als Strafe dafür abzunehmen, und „ließ dann das Volk laufen“.

Der Verbindung dieser jüdischen Diebsgenossen unter sich kam man eben so wenig auf den Grund, als den geheimen Fäden der ganzen großen Gaunerverbindung. Hosmann aber schlägt die Hände über den Kopf zusammen, daß die diebischen Juden sich nur zu oft auf ihre Freunde, die großen Hossjuden, an der Fürsten Höfen verließen „und durch dero Negociirung, wenn auch gleich ihr Handel völlig sollte auskommen, dennoch zum wenigsten die Befreiung von der ordentlichen Lebensstrafe zu gewinnen vermeinten.“

Bei den Versuchen zur Bekehrung fand der Geistliche Niemanden besser vorbereitet als Nickel List. Schon als er aus Hamburg auf neue Einbrüche abreiste, hatte er sich eine wittenbergische Bibel gekauft. Geistliche Trostbücher waren im Gefängniß seine Herzensstärkung. Er war während seiner ganzen Gefangenschaft voll Zerknirschung, und besonders drückte ihn die Blutschuld aus seinem frühern Leben. In der Wissenschaft der nöthigen Dinge, sagt sein Beichtvater, hatte er des Unterrichts wenig nöthig.

Auch Andreas Schwarz und selbst der ruchlose Christian Müller zeigten sich, dem äußern Anscheine nach, unterwürfig. Dagegen klirrte der rohe Gardereiter Pante voll Wuth mit seinen Ketten, als der Geistliche eintrat. Er fragte: Wer ihn heißen zu kommen; er hätte ohnedem Qual genug. Hingehen solle er zu den großen Dieben, die von unrechtem Gute banquettierten und Paläste bauten. Wenn er die bekehrt, möge er zu ihm kommen,

er wäre nur ein kleiner Dieb. Er berief sich zum öftern auf den vornehmen Complicen: Wenn ein Regimentsquartiermeister sich daran hänge, was habe er sich zu bedenken! Erst später ging Pante in sich, ließ den Geistlichen wieder rufen und zeigte über sein sündliches Leben Reue. Er gab ihm zum Dank die Regel, die Magister Hosmann sehr willig aufschreibt: Wenn er an einem Orte Juden wohnen fände, so solle er dreist denken, an diesem Orte regiert die Pestilenz.

Mit besonderm Eifer machte sich der Geistliche deshalb daran, die jüdischen Mitglieder zu bekehren. Er handelte hierin zugleich im Auftrag der Obrigkeit, welche diesen Missethättern, denen sie die härteste Strafe auf Erden zuerkannte, dafür in dem Jenseits die Thore der Gnade eröffnen wollte. Seine Arbeit war nur bei den wenigsten belohnend. Einige waren bereits mehrmals auf dem Wege gewesen, Christen zu werden; sie folgten jeder Stimmung, die ihnen Vorthail, Linderung oder Aufschub versprach. Ihre Verknirschung war nicht die eines Peermann, ihre Befehrung nicht die eines List. Einen andern Juden, der wirklich bußfertig schien, hatte schon ein katholischer Geistlicher bearbeitet. Aber unüberwindlich, ja unangreifbar war Der, auf dessen Befehrung es dem Geistlichen vor Allem ankam, Jonas Meyer. Nicht Das allein; in seinem unerschütterlichen Judenthum wandte Jonas selbst die Angriffswaffen gegen den Angreifer, und Hosmann mußte immer fürchten, daß er bei den andern Gefangenen durch seine Ueberredungskünste und den fürchterlichen Hohn, der ihm eigen war, die Früchte seiner Arbeit wieder vernichte.

Dem war indessen nicht so. Seine Bemühungen waren gesegnet. Nachdem er die Einzelnen vorbereitet unter Beistand noch anderer Geistlichen, theilte er sie in

zwei Haufen, die abwechselnd seine religiösen Tröstungen anhörten. Vor Ausbruch und Flucht war gesorgt; dagegen fürchtete man, daß einige der Gefangenen Mittel finden könnten, der Hinrichtung durch Selbstmord zu entgehen. Die Furcht war nicht ohne Grund. Aber Hosmann's Beredtsamkeit, mit der er das Verbrechen des Selbstmords ihnen vormalte, überwältigte die Gemüther. Freunde von außen hatten mehreren Verbrechern Gift verschafft; sie warfen es nach Hosmann's Predigt in den Abtritt. Ein Anderer wünschte unter vier Augen mit ihm zu sprechen. Zu des Geistlichen Entsetzen knöpfte er den Rock auf und zog einen Stahl hervor: „Hier ist“, sprach er, „das Werkzeug, das ich, ungeachtet aller sorgfältigen Durchsuchung meiner Kleider, im Hute verwahrt habe. Der böse Feind hegte mich mehrmals an, mir damit das Leben zu nehmen. Gott sei gedankt, daß ich widerstanden und es nicht gethan.“ Er bat den Geistlichen, das Instrument an sich zu nehmen, es aber bis nach seinem Tode nicht zu zeigen und auch dann, aus gewissen Gründen, seinen Namen Niemand zu nennen. Wie wichtig es nach der Verbrechermoral erschien, durch Selbstmord der Hinrichtung zuvorzukommen, beweist ein Umstand. Ein Freund und Mitverbrecher Schwanke's versuchte auf eigene Gefahr Nachts sich an die innern Kerkermauern zu schleichen. Nicht um den Gefangenen zu erretten, sondern nur um einen langen Degen durch die Mauer zu pressen, in dessen Spitze Schwanke seine Brust treiben könne. Schwanke widerstand der Versuchung.

Die ganze Untersuchung war noch nicht beendet, als die Regierung sich entschloß — wie es noch heut in der französischen Criminaljustiz üblich ist — an einigen der Delinquenten, „die man bei der Inquisition nicht mehr

nöthig hatte", vorläufig das Todesurtheil zu vollstrecken, um ihnen „das Leben zu ihrer Qual und Angst nicht länger vergeblich aufzuhalten". Es wurden auswählt Christian Schwanke (der zuerst verhaftete Complice; im Verhältniß zu den Andern noch ein Neuling, durch den man den Letztern auf die Spur kam), Andreas Schwarz (dessen Lebenslauf und Straffälligkeit klar vorlag), der Regimentsquartiermeister Peermann, der Gardereiter Christoph Pante und Christoph Kramer (ebenfalls Gardereiter, der, mehr ein Verführer und von sanfterer Gemüthsart als Pante, dennoch sein Leben vielfach verwirkt hatte) und Jonas Meyer. Auch der Wirth von Blumenau, Otto Müller, beim braunschweiger Diebstahl implicirt, war zum Tode verurtheilt, wurde aber zu lebenswieriger Strafarbeit begnadigt.

Alle diese, mit Ausnahme Jonas Meyer's, erkannten die Gerechtigkeit ihrer Strafe an, und empfingen, unter allen Zeichen der Bußfertigkeit und Zerknirschung, auf den Knien das Abendmahl. Am Vorabende ihres Todes wurde den Verheiratheten unter ihnen gestattet, mit ihren Frauen die letzte Mahlzeit einzunehmen.

Die weitläufige und verwickelte Untersuchung hatte, zumal wenn wir die Schwierigkeit in Anschlag bringen, welche die damaligen getrennten Staatsverhältnisse in den Weg legten, verhältnißmäßig nur kurze Zeit gedauert. Schon am 21. März 1699 wurden die sechs Verbrecher zur Abbüßung ihrer Todesstrafe vor das Thor geführt. Es war ein heller und heiterer Frühjahrsstag, und der Zug zur Execution und diese selbst ging in großer Ordnung und im Angesicht zahlloser Zuschauer von statten.

Zuvörderst ward vor der Ausführung die Anna Dorthea Jordans, nachdem sie vor dem peinlichen Halsgericht nochmals eingestanden, daß sie es gewesen, welche

dem Jonas Meyer Nachricht von dem Schätze in der Kirche zu Braunschweig gegeben, zum Diebstahl ange-rathen und dafür etliche Thaler erhalten, zum Staupenschlage verurtheilt und dieses Straferkenntniß sofort an ihr vollzogen. Dann ward sie des Landes verwiesen.

Schwanke ging neben dem Magister Hosmann mit einer Freudigkeit, welche diesen in Erstaunen setzte. Er stimmte fromme Gesänge an und ermahnte selbst seinen geistlichen Freund, als er ihn traurig sah, zur Heiterkeit. Kein Schatten von Todesfurcht war an ihm wahrzunehmen. Ganz anders benahm sich Andreas Schwarz. Zwar zeigte auch er keine Todesfurcht, gerieth aber bei Ablegung seines Urtheils, einiger geringfügigen Aeußerungen wegen, in die äußerste Wuth, widersprach und protestirte. Es gab einen ärgerlichen Ausfritt, als man ihn bedeuten mußte, daß es bei der Masse seiner eingestandenen Verbrechen nicht darauf ankäme, ob er bei diesem und jenem Diebstahle selbst mit Hand angelegt und mehr oder weniger als die andern Thäter erhalten habe. Auch auf dem Karren noch, wo er neben Schwanke saß, brummte und fluchte er und konnte sich nicht zufrieden geben, daß seine Glieder durch eiserne Keulen sollten zerschmettert werden: solches gehöre für Hunde und er sei doch ein Christ! Die Vorstellung, daß dieses hannöversche Werkzeug ihm viel eher abhelfen werde als das sächsische Rad, konnte oder wollte er nicht begreifen. Pante, Kaiser und Peermann verhielten sich ruhig; Jonas Meyer dagegen erhob auf seinem Wagen ein so furchtbares Geschrei, daß er den neben ihm sitzenden Peermann in seinen Todesbetrachtungen störte und auf einen andern Wagen gebracht werden mußte, wo er gegen den zu ihm gesetzten Geistlichen die lästerlichsten Dinge wider Christus und sein Evangelium ausschüttete. Noch weniger konnte

sich Andreas Schwarz zur Ruhe geben. „Sein Gemüth brannte von Eifer und Rache ganz lichterlohe, und spie, in aller Zuschauer Gegenwart, wie der Vesuvius jezuweilen, ganz ungeheure entsetzliche Klumpen.“

Doch auch er starb bußfertig wie die Andern. Unter dem Schaffot angekommen, verwandelte sich Andreas' Toben in vollkommene Ruhe. Oben bat er den Geistlichen, das Gebet des Herrn mit ihm zu sprechen, und der noch kaum wie ein wildes Thier an seinen Stäben gerüttelt, hielt plötzlich, wider Aller Erwarten, aus eigenem Triebe an die Zuschauer eine Rede: sich an ihm zu spiegeln, der Sünde zu widerstehen, Gott vor Augen zu haben und für sein seliges Ende zu beten. Die Kraft und der Ausdruck seiner Worte, von dem jugendlich schönen Verbrecher gesprochen, erschütterten die Tausende, welche es hörten. Ohne nur ein Zeichen der Furcht ließ er sich auf sein letztes furchtbares Lager binden, und obgleich er mit eisernen Keulen von unten (statt des Rades) zerschmettert ward, stieß er von jetzt an keine Schmerzenslaute aus, sondern duldete mit vollkommener Ruhe. — Schwanke ward nach ihm ebenfalls mit eisernen Keulen, aber von oben, zerschmettert. — Peermann, zum Strange verurtheilt, stieg die Leiter mit vollkommener Ruhe hinauf. Seine letzten Worte am Strick waren: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ — Pante war zum Strange verurtheilt, aus besonderer Gnade und in Erwägung seiner frühern wackern Kriegsdienste indessen war die Strafe in Enthauptung verwandelt. Der erste Hieb des Scharfrichters war zwar tödtlich, traf aber nur das Gehirn. Ein zweiter mußte vom Leichnam den Kopf trennen. Beim Gardereiter Kramer war Urtheil und Milderung dieselbe. Er wollte sich als Soldat nicht die Augen verbinden lassen, fügte sich aber doch der Ord-

nung und während er betend kniete, trennte ein Schlag Haupt und Körper.

Anders starb Jonas Meyer. Sein Tod und die Vorfälle dabei waren ein Ereigniß, das durch alle christliche Länder mit Entsetzen wieder erzählt wurde, und, — wenn nicht das achtzehnte Jahrhundert an der Schwelle gestanden — leicht zu einer neuen Judenverfolgung Anlaß gegeben hätte. Jonas hatte, wie gesagt, allen Bekehrungsversuchen bis auf den letzten Augenblick widerstanden. Seine Abschiedsbriefe an Freunde und Verwandte, die uns aufbehalten sind, athmen den grimmigen Trotz einer stolzen Seele, die sich in ihrem Rechte gekränkt glaubt. Todeswürdiger Verbrechen nach den damaligen Gesetzen war er geständig; aber doch scheint es, als fühlte er sich im Rechte, der christlichen Obrigkeit gegenüber. Von ihr wollte er keine Ermahnung, keine Strafe hinnehmen; er fügte sich nur der Gewalt, Grimm und Wuth im Herzen. Diese wurde durch die immer wiederholten Bekehrungsversuche nur vermehrt, weshalb man ihm auch abschlug, einen Rabbiner behufs seiner Vorbereitung zum Tode zu ihm zu lassen. „Ein wilder Eber“, ruft Hosmann aus, „kann eines verirrtten Schäfels Wegweiser nicht sein, und in einem von Unkraut häßlich zugerichteten Garten wird Sau und Bock wenig Gutes stiften.“ — „Ungereimt ist's, Einen wollen zum Freunde Christi bekehren, und des Herrn Christi abgesagten Feind und Lasterer ihm zum Lehrer geben.“ Es brauchte nicht der 150 dazwischen liegenden Jahre, um diese „ungereimte“ Ansicht zum Gesetz zu erheben, unter das jede vernünftige und jede religiöse Obrigkeit sich fügt.

Noch unter dem Galgen machte Hosmann einen Versuch, Jonas zu bekehren. Er wies ihn entschieden ab. Der Geistliche wandte ihm den Rücken. Aber die Obrig-

keiten nöthigten ihn, noch ein letztes Mal an der Leiter seine Beredtsamkeit anzustrengen, als hinge das Wohl des Landes davon ab, daß Jonas Meyer als Christ am Strick endige. Mit innerm Widerstreben ging er in Gemeinschaft anderer Geistlichen an das erfolglose Werk. Wir geben hier seine eigenen Worte aus dem berühmten Werke: Das schwer zu bekehrende Judenherz, wieder: „Ich redete ihn mit ganz gelinden Worten nochmals an, um ihn nicht zu reizen, und sagte: „„Jonas, Ihr seid nun in dem letzten Augenblick, daran Himmel und Hölle hanget. Wir bitten Euch nochmals, um Eurer Seligkeit willen, gläubet doch an den Messiam, der Euren Vätern verheißen ist.““ Wogegen er aber antwortete, er wüßte es wol, was ich meinte, er hätte mit demselben nichts zu thun. Er glaubete an Gott. — Worauf ihm geantwortet wurde, er müßte glauben an Gott, wie er sich in seinem Worte geoffenbaret hätte. Wer das nicht thäte, der hätte keinen Gott. Indem wurde Alles zu seinem Hinaufzuge bereitet. Wie er nun aber hinaufgewunden ward, und nunmehr meinte, er wäre aller Gefahr und absonderlichen Bestrafung, in die ihn seine lästernde Zunge stürzen könnte, entnommen, fing er Dasjenige an wirklich zu vollenden, was er auf dem Wege etliche Mal wollen anheben, aber bei dem ersten Worte verbiß — aus Furcht einer empfindlichen Strafe. Nun also rief er überlaut: „„Ich lebe ein Jude und ich sterbe ein Jude.““ — Und da er so mit der erschrecklichen Lästerung unserm Heilande geflucht, und sich dem Querbalken des Gerichtes näherte, vollendete er seine Lästerung mit diesem gräulichen Fluche: „„Verflucht seien alle Die, in deren Herzen eine Ader ist, die an Jesum gläubet!““ — Darauf rief er dem Nachrichter zu, er möge eilen, wol berechnend, daß die

Lästerung, wenn er noch lebte, noch Schmerzliches ihm zuziehen müsse.“

So starb Jonas Meyer zum unaussprechlichen Entsetzen aller Zuschauer, welche sich eben an dem bußfertigen Tode der andern Verbrecher erbaut hatten. Die Kunde davon verbreitete sich im nächsten Augenblick bis in die Stadt. Die Richter erblaßten über eine maßlose Frechheit, welche ihnen durch den Tod am Galgen noch lange nicht genügend gestraft schien. Er mußte noch nachträglich gerichtet werden. So ward Jonas Meyer's Körper folgenden Tags vom Galgen abgenommen, in die Stadt vors peinliche Halsgericht geschleift und aufs Neue ein Urtheil gegen den todten Leib gefällt und demselben vorgelesen, des Inhalts: Daß ihm, dem Körper des gestorbenen Jonas Meyer, wegen der gottelästerlichen und schändlichen Reden gegen unsern Heiland, so er gestern zum größten Aergerniß der Umstehenden und aller Christen gehalten, die Zunge, mit welcher er sie gesprochen, aus dem Halse gerissen und öffentlich verbrannt, der Körper darauf aber wieder nach der Gerichtsstätte geschleift und dann, und zwar nebst einem Hunde, bei den Füßen von Neuem aufgehängt werden solle! Das merkwürdige Urtheil ward, sofort nach dem Ausspruch, unter Zuströmen einer ungeheuern Menge Volks vollzogen, und Hosmann ruft in frommem Eifer und Entzücken über die exacte Gerechtigkeit:

Erhalte uns bei deinem Wort,
Und steure doch der Juden Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Stürzen wollen von seinem Thron.

So 1699. Es erhob sich damals keine Stimme, welche das Urtheil als gegen Sitte und Gefühl angefochten hätte. Gegen die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit

der Folter waren auch in Deutschland schon gewichtige Stimmen erschollen.

Als bei der folgenden Execution Samuel David, der Nothkopf, von Hosmann zum Galgen begleitet wurde, wiederholten sich die Bekehrungsversuche, aber es scheint, daß auf beiden Seiten das erschreckende Beispiel mildernd eingewirkt hatte. Ruhig und freundlich hörte der Jude den Geistlichen an und bat ihn, fortzusingen und zu lesen. Als ihn Hosmann aber an der Wahlstatt fragte: Ob er an den Messias nicht glauben könnte, antwortete Samuel ruhig: Er könnte nicht, Gott gebe ihm den Glauben nicht. „Weil ich nun“, sagt Hosmann mit mehr Humanität, „den Glauben auch nicht geben konnte und mit vielem Prahlen noch weniger beibringen, der höchste Gott nach seinem unerforschlichen Rath mein Gebet auch nicht erhörte, als übergab ich ihn dem Gericht Gottes und ließ ihn stehen.“ Mit einiger Behemuth erzählt er, wie der andere Jude, Alexander Saladin, den sein katholischer Beichtvater zum katholischen Christen bekehrt, auf Befragen ein herrlich Bekenntniß seiner Reue und Glaubens an den Herrn Jesum abgelegt und darauf mit großem Trost vieler tausend Zuschauer selig gestorben sei, welche immer vermeint, er werde doch noch vor seinem Ende abfallen.

Mit der Hinrichtung der sechs Verbrecher war die Arbeit der Richter nicht abgethan, ja nicht einmal erleichtert. Die fortgesetzte Untersuchung und die Einfangung neuer Verbrecher, deren Namen schon in den Acten existirten, führte auf ein nur noch verworreneres Chaos von Diebstählen und Einbrüchen, die ein immer furchtbarer Bild von der damaligen Unsicherheit und

dem weitverstrickten Diebesgewebe entwarfen. Um nur Lust zu bekommen, wie der Referent sich selbst ausdrückt, entlastete man sich vorläufig der verhafteten Weibspersonen und schickte, ohne Urtheil, des Peermann, Schwanke und Otto Müller's Frau ins Spinnhaus nach Hamburg.

Dafür wurde der oftgenannte kühne Dieb Michael Kayser, ein Brauer und Pfefferkuchler aus Wunstorf, und der hamburger Jude Moses Drseminck, genannt Hoscheneck, eingebracht. Jener, ein rüder Gefell und wüster Umtreiber, hatte sich, nach den großen Expeditionen in Niedersachsen, in Süddeutschland am Neckar und Main versucht. Es waren aber nicht mehr die goldenen großen Zeiten unter Nickel List's Anführung. Die Sehnsucht zog ihn wieder nach Sachsen, er brach aus Thürmen und Kerkern und erschien in seinem Geburtsorte, wo er bald erkannt und in einem Mehlkasten ergriffen wurde. Er bekannte, auch ohne Folterzwang, mehr als wir niederschreiben können und mögen, und schob alle Schuld und seine Verführung auf die Juden. Dem Spiel ergeben, gewann Kayser einst in der Schenke eine bedeutende Summe. Er griff eine Hand voll schwerer Thaler und warf sie mit den Worten zum Fenster hinaus: „Da, Teufel, hast Du auch was davon.“ Als eine befreundete Diebeshehlerin ihm vorwarf, wie von seiner Bande eine ihr vertraute Person bestohlen worden, und sie in ihn drang, daß sie das Ihre wieder erhalte, versprach er es anfänglich, schüttelte aber zuletzt den Kopf: „Man muß keine neue Mode aufbringen. Was einmal gestohlen ist, das ist gestohlen.“

Der Jude Hoscheneck wurde in Hamburg nach langem vergeblichen Suchen ergriffen und nach Celle abgeliefert. Eine eigenthümliche Beobachtung, die man schon bei Andern gemacht, bestätigte sich auch bei ihm.

Für gewisse hartnäckige Verbrecher war der Anblick der Folter selbst nicht so schreckhaft als die Confrontation mit andern Verbrechern, welche sie schon überstanden hatten. Bösewichter, die auswärts alle Grade der Tortur erduldet hatten, bekannten in Celle, wenn ihnen die dort Torquirten vorgeführt wurden. So auch Hofschneek. Er war bei zahllosen großen und kleinen Diebstählen, uns schon bekannten und neu zur Sprache gekommenen, thätig gewesen, — unter andern hatte er einem lithauischen Edelmann, Bielgud auf Schadowe, gegen 30,000 Thaler gestohlen, dafür ein Jahr in Berlin gefessen, später aber, nach seinem Vorgeben, sich mit dem Edelmann geeinigt und ihm den Werth des Gestohlenen, nachdem er auch auf seinem Edelhofe eine Zeit lang in Privathast gefessen, wieder zurückerstattet! — Er war mit ein Hauptanführer des hamburger Domeinbruchs, theiligt bei einem noch größern Diebstahl in Lübeck, bekannt mit allen Hauptpersonen der Diebesverbindung; aber über deren Kern und innern Zusammenhang gab er so wenig Auskunft als die Andern. Ein früherer Versuch zu entfliehen, war ihm mißlungen. Er hatte die Wächter durch, mit dem Saft der Datura versetzten, Branntwein zu betäuben versucht. Schon taumelten sie, der Eine lag am Boden, der Andere behielt aber noch so viel Besinnungskraft, die Thür zuzuschlagen und andere Wachen heranzuwinken. Verschiedene Mitglieder der Gaumerinnung, besonders einige jüdische, waren im Besiz dieses hochgeschätzten Arcanums. Es kommt aber weniger vor, daß sie desselben sich bei Diebstählen gegen Dritte bedient hätten, um sie in starren Schlaf zu wiegen. Mehre Beispiele erzählt man uns dagegen, daß die Diebesgesellen es bei ihren Gelagen untereinander brauchten, um Einer oder Mehre den Andern ihre Beute abzunehmen.

Noch stieg den Richtern durch Briefe der Rathmänner von Breslau über dort eingefangene Verbrecher eine neue Hoffnung auf. Auch in Schlesien trieb ein Gauner- und Raubgesindel durch das flache Land und in den großen Städten sein Unwesen. In Breslau aber saßen drei Gefellen im Stock, deren Namen und Personbeschreibung ganz stimmten zu drei Andern, welche in dem großen cello'schen Untersuchungsproceß eine bedeutende Rolle spielten. Es waren der große Leopold, Nickel List's Spießgesell bei den meisten seiner großen Unternehmungen mit thätig, der nicht minder berühmte Kessel-Peter und der dicke Martin Richter, welcher bei dem Nachtstücke in Nisma den Anführer gespielt hatte. Die fürstlichen Gerichte in Celle hatten nicht sobald Kunde davon erhalten, als Briefe nach Breslau gingen, mit den dringendsten Bitten an die Rathmänner, ihnen wenigstens den gefährlichen großen Leopold auszuliefern, da durch seine Anwesenheit in Celle und Confrontation desselben mit den andern Verbrechern man der ganz Deutschland drohenden Verbindung leichter auf die Spur kommen dürfte. Die Bitte kam zu spät. Die Breslauer hatten sich die Execution eines so berühmten Diebes nicht entgehen lassen wollen. Angeblich, weil er so krank war, daß sie fürchteten, er werde jeden Augenblick ihnen unter den Händen sterben, hatte der Rath ihn schnell zum Tode verurtheilt, und da er nicht mehr gehen konnte, ihn zur Richtstatt tragen lassen. Er war in Ketten an den Galgen gehängt worden. Nicht ohne ein sehr bitteres Gefühl über die eigennützige Handlungsweise der Breslauer vernahm man in Celle diese Nachricht, und verhehlte in einem Schreiben an die Rathmänner seine Empfindlichkeit darüber nicht, daß sie mit dem Tode eines Bösewichts so über die Massen geilt, zu dessen

Habhaftwerdung auch andere Fürsten und Regierungen viel Mühe und Kosten verwandt, und daß ein Verbrecher durch ihre Haft eine so überaus gelinde Strafe empfangen, für den doch, seiner verübten Bosheit halber, Strafen, die sein Verbrechen büßten, kaum auszufinnen wären.

Ob die Breslauer ihr Unrecht eingesehen, ob sie wenigstens den dicken Martin und den Kessel-Peter (der auch kränkeln sollte) ausgeliefert haben, geht nicht mehr aus der Hosmann'schen Schrift hervor. Ebenso wenig gelang es, zwei der allergefährlichsten Verbrechergenossen, den Cornet Lorenz Schöne und die lustige Anna von Sien, zu ergreifen, und auch die wiederholten Auslagen der Hosmann'schen Schrift (wir haben die sechste vom Jahre 1733 vor uns) geben keine Kunde davon, ob und wie diese Beiden wieder zum Vorschein gekommen sind.

Endlich schritt man zur Execution der noch übrigen Verhafteten. Vor dem fürstlichen Hofrath von Hebe- mann, welcher der Commission präsidirte, mußten die Verbrecher einzeln noch am Tage vorher ihre Verbrechen bekennen, um jeden ärgerlichen Widerspruch vor dem öffentlich gehaltenen hochnothpeinlichen Halsgericht zu vermeiden. Nickel List bekannte allein 29 große Diebstähle außer den nicht namhaft zu machenden kleinen. In Erinnerung des schrecklichen Ereignisses bei Jonas Meyer's Hinrichtung wurden aber die Juden noch besonders ermahnt, sich ruhig bei der Execution zu benehmen. Es ward ihnen vorgestellt, wie ihnen eine besondere Gnade dadurch widerfahre, daß die Obrigkeit ihnen durch christliche Prediger die Mittel zur Seligkeit anbieten lasse und für ihre Seelen sorge. Sie sollten also dies auch als eine große

Gnade erkennen und das Mittel nicht von sich stoßen. Wenn sie aber doch in der Finsterniß beharren wollten, sollten sie sich hüten, den christlichen Namen und Glauben zu lästern und ein Exempel an Jonas Meyer nehmen. Versiele Einer aber doch in dies Verbrechen, so würde an ihm Das im Leben ausgeführt werden, was an Jenem im Tode executirt worden. Nämlich ihm würde die Zunge lebendig aus dem Halse geschnitten und verbrannt, er selbst aber bei den Füßen und in Gesellschaft eines Hundes gehenkt werden. Der Scharfrichter erhielt zugleich Anweisung, Zange, Scheere, Feuer und einen Hund in Bereitschaft zu halten, um im Fall des Eintritts sofort die Drohung wahr zu machen. Die Juden bekehrten sich zwar nicht, als sie aber die Vorbereitungen sahen, benahmen sie sich still und behutsam.

Aber auch von den Christen konnte man Ungebürlichkeiten besorgen, wenn man an die heftigen Proteste Andreas Schwarze's dachte und wußte, wie der ruchlose Christian Müller noch im Kerker bis auf den letzten Augenblick eine freche, lose Zunge geführt hatte. Deshalb ward ihnen angedeutet, daß, wenn sie auf die Obrigkeit lästerten, sie noch vor der Hinrichtung mit glühenden Zangen gerissen werden sollten. Die Zangen und ein Kohlenbecken standen zu diesem Behuf auf dem Richtplatz. Auch auf die Christen wirkte die Drohung.

Am 23. Mai 1699, am Dienstag vor Pfingsten, wurden hingerichtet Nickel List, Christian Müller, Michael Kayser, Andreas Luci, Moses Hoscheneck und Samuel Böbel. Die Execution lief ohne die befürchteten Anstöße und in der früher beschriebenen Art ab.

Obgleich gegen List schon zu Hof auf Schleifung zur Richtstätte und lebendig Verbranntwerden erkannt worden, wurde er in Celle in Ermägung seines „treuen und

offenherzigen“ Bekenntnisses ohne Tortur, und aus fürstlicher hoher Clemenzen nur zur Zerschmetterung der Glieder, und zwar anstatt des Rades mit eisernen Keulen von unten auf verurtheilt. Sein Kopf sollte auf den Pfahl gesteckt, sein Körper verbrannt werden. Christian Müller ward gleichfalls zur Zerschmetterung der Glieder mit eisernen Keulen von unten auf verurtheilt; der Körper darauf zur Flechtung aufs Rad. Den andern Vier war der Strang, ohne weitere Schärfung, zuerkannt.

Nickel List legte auf dem Schaffot, zur Nührung aller Zuschauer, seine Beichte ab. Nachdem ihm schon beide Beine und Arme zerschmettert waren, rief er noch den Namen Jesu an. Nachdem ihn die letzten Brustschläge getödtet, ward der zerschmettete Leichnam umgedreht und mit dem Beil das Haupt vom Rumpfe getrennt und beide auf die Erde geworfen. Christian Müller gebärdete sich bei der Execution in der freien, desperaten Art, die man an ihm gewohnt war; doch betete und sang er fleißig und starb unter Anrufung des Erlösers. — Kayser's und Luci's Erwürgung geschah etwas langsam und schwer, da ihnen der Strick zu nahe unter das Kinn trat. Auch sie flehten noch unter dem Querbalken Gott um ein seliges Ende an. Hosenneck und Samuel Löbel starben, mit Entschiedenheit den Trost des Evangeliums von sich weisend. Die Verbrennung des List'schen Körpers schloß die Execution. Sein Kopf ward auf einen Pfahl gesteckt, der das Hochgericht und den Galgen überragte.

Aus anderweitigen Gründen wurde die Hinrichtung der beiden Juden, des Alexander Saladin (kleine David) und des Salomon David (Rothkopf) bis zum Juli 1700 verschoben. Sie starben am Strang,

wie angegeben, Jener als guter katholischer Christ, Dieser als frommer Jude.

Nicht volle zwei Jahre hatte ein Criminalproceß gedauert, welcher bei seiner Verwickelung, der großen Anzahl Complicen und den Schwierigkeiten, welche ihre Vernehmung und Herbeischaffung bei den damaligen Territorialverhältnissen in unserm vielfach getrennten Vaterlande veranlaßten, eine übermäßige Anstrengung der Untersuchungsrichter erforderte. Diese große Aufgabe löste damals das Gericht zu Celle in der kurzen Frist von kaum zwei Jahren. Die Tortur ist mit den eisernen Keulen seitdem verschwunden; ob aber neuere Prozesse mit einer zehnjährigen Untersuchungshaft nicht eine neue und nach den Verhältnissen peinlichere Tortur sind, lassen wir dahin gestellt.

Die unerfreuliche Aufgabe, ein Bild des bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustandes von Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege zu entwerfen, ist, so viel uns bekannt, noch nicht vollkommen gelöst. Es wäre vermessen, zu sagen, daß die unseligen Zustände unserer Väter in dieser großen Räubergeschichte sich abspiegeln; aber Züge zu diesem traurigen Bilde sind darin enthalten, welche der Geschichtsmaler, der sich jene Aufgabe stellt, nicht von sich weisen darf. Solche sittliche Verwilderung konnte nach der Auflösung der sittlichen Kräfte im ältern deutschen Gemeinwesen Platz greifen. Diese Gaunerbanden waren die Nachwehen des räuberischen Bandenwesens, das durch dreißig Jahre Deutschland verwüstet hatte. Erinnert doch selbst, wol nur zufällig, der angenommene Name des Haupthelden, Herr von der Mosel, an die furchtbare Moselschar, die in jenem Kriege kanni-

balisch wüthete. Die ältere deutsche Sicherheits- und Rechtspflege, bürgerlich verwaltet, reichte nicht aus, das Unwesen zu vertilgen und zu verfolgen, da das Gaunerdeutschland, so hat es den Anschein, inniger und schneller verbunden war zu gemeinsamen Zwecken, als das deutsche Reich, wo es gemeinsame Vortheile und gemeinsame Gefahr galt. Ein Uebel rief ein anderes hervor. Statt der alten Sicherheitspflege, die nichts Verlegendes mit sich führte, weil jeder Bürger dazu mit berufen war, mußte die große Staatspolizei eintreten, welche nur auf dem Wege diplomatischer Einigung und anderer Mittel, die unbedenklich ein neues Böses sind, den weitverzweigten Gaunerverbindungen nachspüren konnte.

Die alten Räuberbanden, von denen unsere Phantasie mehr träumt, als uns die Wirklichkeit dafür Actenstücke liefert, sind es nicht mehr. Keine Höhlen und vergiftete Keller und Gänge in verfallenen Schlössern, keine Kettenhunde und Wirthshäuser an der Landstraße mit Fallthüren und modernden Leichengruben, auch keine Wegelagerer mit geschworenen Hauptleuten, die über Tod und Leben Recht haben. Es ist eine weit feinere, aber auch gefährlichere Verbindung, die in erster Instanz durch List und stille Gewalt, und erst in zweiter durch offene Gewalt und Angriff verfährt — die Mehrzahl der renommirten Räuber ist beritten und wohl bewaffnet; dies erinnert an die englischen Highwaymen. Aber Anfälle auf der Heerstraße sind gefährlich, sie machen Aufsehen und bringen nicht mehr den Gewinn der Wegelagerungen des Mittelalters. Große Unternehmungen werden unter den Verbündeten im voraus verabredet. Angebertreten auf, d. h. Personen, die von einem Schatz Nachricht haben. Man tritt zusammen und prüft ihre Aussage. Man glaubt ihnen nicht aufs Wort, man ver-

nimmt Zeugen und sendet Kundschafter aus, die sich als Reisende, Krämer, Fuhrleute ins Haus schleichen, um die Gelegenheit abzusehen. Man läßt sich keine Mühe verdrießen, daß man eines Schlüssels, wenn auch nur auf einen Augenblick, habhaft wird, um das geräuschvollere und gefahrbringende Erbrechen zu vermeiden. Er wird in Wachs abgedrückt und danach werden in entfernten Schmieden Schlüssel bestellt, welche die Kunstfertigen unter der Bande feilen. So vergehen Wochen und Monate bis zur Ausführung. Die Bande versammelt sich dann auf verschiedenen Wegen in der Nähe des Schauplatzes, bis die günstige Nacht gekommen ist. Wachen werden aufgestellt, die Pferde stehen gesattelt, die Wagen, wenn man auf große Beute rechnet, angespannt im nächsten Busche. Die Räuber drinnen sind rasch an der Arbeit, lassen sich aber nicht so leicht durch ein Geräusch oder die Gefahr einer Entdeckung abschrecken. Für den schlimmsten Fall sind sie zur Gegenwehr gerüstet. Ist der Arbeit zu viel, so verschließen sie die Thüren bei Tagesanbruch und kehren dreist in der nächsten Nacht wieder zurück. Sie führen Feuerzeug, kleine Wachsstöcke und Blendlaternen bei sich, die sie zum Werke anzünden. Kein Schloß an den Kasten ist zu fest und künstlich, in rascher Arbeit ist Alles eröffnet, ausgeleert, das Werthvolle sofort von dem minder Werthvollen gesondert. Der Raub wird in Säcke gesteckt und diese werden noch am Orte selbst versiegelt; die unverletzten Siegel müssen vor der Theilung vorgewiesen werden. Ist Alles fertig, trägt man die Quersäcke auf die Pferde und eilt nach dem bezeichneten Orte, gewöhnlich eine vertraute Schenke, zur Theilung. Bei dieser herrscht weniger Streit, als heimliche Uebervortheilung nachher. Als bald sind die Juden zur Hand, welche die Edelfeine und die Pretiosen zu

schon bestimmten, geringen Sätzen, aber immer gegen baares Geld einkaufen. Sie haben den größten und bleibenden Gewinn. Der der Räuber wird von diesen schnell verpraßt.

Noch sieht man im Stoff des Diebstahls eine längst vergangene Zeit. In Kellern, Gewölben, Kirchen und Thürmen haben die Reichen ihre Schätze in eisernen Kisten aufbewahrt; nicht allein werthvolle Kostbarkeiten, sondern geprägtes Geld in großen Summen. Sie sind der Industrie entzogen, weil die Zeiten noch zu unsicher dünkten, oder die Zeit der Industrie überhaupt noch nicht gekommen war. Diese Hülfquellen wären den heutigen Dieben versiegt. Schon aber hat sich eine richtige Ansicht bei den Gaunern in Bezug auf diese ruhenden Schätze als Theorie ausgebildet. Sie argumentiren: Solche dem Verkehr entzogene Gelder und werthvolle Gegenstände kann man sich aneignen, ohne einen Diebstahl zu begehen. Sie gehören dem geschickten Finder, und es ist nur eine „Politschigkeit“ sie sich anzueignen, eine Aufgabe des Verstandes und Geschicks, und statt ein Verbrechen zu begehen, thut man etwas Gutes, wenn man diese vergrabenen Schätze dem allgemeinen Verkehr wieder zuwendet. Daneben kommen schon communistische Grundsätze zum Vorschein: daß alle Güter der Welt eigentlich Gemeingut wären, und wenn man den Reichen ihren Ueberfluß nähme, so thue man im Grunde damit ein gutes Werk. Nickel List folgte fast bei allen seinen Thaten diesem Grundsatz.

Wie wenig man auch über den innern Zusammenhang der Gauner und ihrer Verfassung erfährt, so sieht man doch, daß es keine geschlossene Bande war. Kein gemeinsamer Hauptmann, kein Schwur hielt sie zusammen. Es war eine Vereinigung von Freien, die sich

von Person, oder dem Ruf nach, durch ganz Deutschland kannten, nur, wo es die Gelegenheit mit sich brachte, enger aneinander traten und wie die alten Germanen ihre Herzöge, zu einzelnen Unternehmungen einen Anführer bestellten. War die That vollbracht, so ging die Gesellschaft wieder auseinander, um sich zu neuen Verbindungen zusammenzuthun, oder auf eigene Hand etwas zu wagen. War etwas im Werke und trauten sich die zunächststehenden nicht zu, es allein auszuführen, so wurden Gehülfen von auswärts verschrieben. Man verhandelte und stipulirte mit ihnen über den Antheil. In den Briefen heißt es: „Es ist da und dort etwas zu machen — zu verdienen.“ — „Da ist ein Schatz zu heben.“ Gewöhnlich ging diese Correspondenz durch die Juden, welche gemeinsamer Druck schon früh zu weit verzweigten Verbindungen und geheimen Correspondenzen genöthigt hatte. Thätiger und einflußreicher erscheinen sie übrigens in den reichen Handels- und Seestädten des nördlichen Deutschlands als in dessen Süden. Sie waren es, die das eminente Genie Nickel List's erkannten und ihn aus seinem bisherigen Wirkungskreise nach Niedersachsen verschrieben.

Eine solche Verbindung hätte so wenig als ohne Fehler, ohne eine große Anzahl Diebesherbergen bestehen können, wo die Gauner ihre Beute theilen, verpraßen, sicher ausruhen und zu neuen Unternehmungen sich sammeln konnten. Eine übergroße Anzahl der Art Diebespelunken wird in den Acten namhaft gemacht, als der Schwanke'sche Saal in Hamburg, Wunstorf, der Wirth in Blumenau, viele in und um Leipzig und der berühmteste Diebeshof beim Buttelsdadt in Stedten. Die Wirths brauchten nur zu schweigen und hatten reichen Verdienst. Zuweilen verlockte sie aber der Glanz des auf ihren

schmutzigen Tischen rollenden Goldes, in welchem die Gesellen mit rohen Fäusten wühlten, den leichten Erwerb auch zu versuchen und beim nächsten Abenteuer mitzureiten. So ward Nickel List ein Räuber, es war geschehen und ließ sich nicht mehr ändern. Als er den ersten glücklichen Fang mitgemacht, war er in den Händen der Andern. So machte er des Wirths Sohn in Stedten zu einem Räuber.

Schmiede, Müller, Weinschenken, auch Scharfrichter stehen mit den freien Gesellen im Bunde. Eine nicht unbedeutende Rolle spielen auch Frauen. Vornehme und geringere Courtisänen treiben ihr Intriguenspiel, bald als große Damen, als Kammerfrauen, Kaffeeschenkerinnen u. s. w. Kundschaft und Erwerb für ihre Freunde ermittelnd, gelegentlich auch selbst einen Betrogenen rupfend. Außer der galanten, schönen Frau von Sien und ihrer unbekannt gebliebenen Doppelgängerin in Weimar, lernen wir eine berliner Dore und eine wiener Lene kennen, welche Letztere ein buntes Leben getrieben und fast mit allen Gliedern der großen Bande verkehrt hatte. Als Kaffeeschenkerin am Orte des Gerichts selbst, in Celle, hatte die alternde Dirne noch einen schwedischen Feldprediger um Ruf und Ansehen gebracht, daß derselbe in seiner Verzweiflung zur katholischen Kirche übertrat. Oft erscheinen die Frauen als Angeberinnen, zuweilen als Zankapfel und Grund blutigen Haders und wirklicher Duelle zwischen Diebesgenossen, obgleich das Leben so gefälliger Schönen von selbst die Eifersucht auszuschließen scheint.

Wir sehen die Gauner sich untereinander betrügen, bestehlen, schlagen, es kommt vor, daß ein Genosse aus Neid und Haß die Andern durch anonyme Briefe denunziert; wenn hinzukommt, daß keine gemeinschaftlichen Ge-

sehe, kein Commando eines erwählten Hauptmanns, ja nicht einmal ein eidliches Gelöbniß sie zusammenhielt, wie locker erscheint da das Band dieser namenlosen, nur durch das Interesse verbundenen Gesellen. Und doch ist es auf der andern Seite ein so starkes, daß nur die letzten Grade der Tortur schon für ihre Person geständige Verbrecher zur Angabe ihrer Complicen zwingen können; daß auch diese unter furchtbarem Schmerz erpressten Aussagen nur Stückwerk bleiben, und es ausgemacht ist, daß in der celler Untersuchung nur ein Theil der Gauner zur Sprache kam. So mächtig beherrschte die Gemüther die Furcht vor der Rache der Andern, wenn sie verriethen. Deshalb Versuche mit Lebensgefahr, ihnen Gift und andere Mittel zum Selbstmorde in ihrem Gefängniß zu verschaffen. Deshalb, obgleich Nickel List nur ihr glücklicher Genosß, nicht ihr geliebter Anführer war, ein Aufgebot von Kräften durch Deutschland, wenn nicht ihn zu befreien, doch auf dem Wege ihn zu erschießen, um seine Zunge auf immer verstummen zu machen.